

Clarissa Hyde

Folge 45

**Alleine auf dem
Friedhof**

der Ghouls



Thorsten Roth

Thorsten Roth

Alleine auf dem Friedhof der Ghouls

Clarissa Hyde Nr. 45

Inhaltsverzeichnis

[Alleine auf dem Friedhof der Ghouls](#)

[Vorschau](#)

[Glossar](#)

[Impressum](#)

ALLEINE AUF DEM FRIEDHOF DER GHOULS

Der Tod.

Schon oft war ich mit ihm konfrontiert worden, ich hatte zwar meist die Unschuldigen retten können, aber manchmal halt auch nicht. Doch bisher war niemand durch meine dämonischen Feinde gestorben, der mir wirklich nahestand.

Mancher würde lapidar sagen, eine wichtige neue Erfahrung für mich, aber ich sah das anders. Ich fühlte mich nur schlecht, denn ich gab mir die Schuld am Tod meiner Freundin Mindy, die ich nicht hatte retten können.

Ich fühlte mich fertig, ausgelaugt, zerschlagen wie nie zuvor in meinem Leben. Aber gleichzeitig auch so innerlich aufgewühlt und nervös, wie ich es noch nicht erlebt hatte.

An Schlaf war nicht zu denken, als ich mit dem Kopf, vergraben in meinen Händen, auf dem Krankenhausflur saß. Die zahlreichen, steril wirkenden Neonlichter sandten ein nicht sehr schönes, künstliches Licht aus und erhellten diese furchtbare Nacht, wobei ich mir lieber absolute Dunkelheit gewünscht hätte, wie ich sie um mich herum verspürte.

Ich befand mich im St. Thomas Hospital nahe der Themse und damit nicht mehr weit von dem Ort entfernt, wo das Grauen in dieser Nacht seinen Anfang genommen hatte.

Nach meiner Rückkehr aus Paris hatte ich mich als erstes mit Chefinspektor Tanner getroffen, um ihm bei einem Mordfall zu assistieren. Der Toten waren dabei alle Körperflüssigkeiten entzogen worden, es waren aber keine Vampire am Werk. Wir versuchten Licht ins Dunkel zu bringen, doch der Fall entpuppte sich als kleines Mysterium für uns.

Während der Inspektor weiter nach Hinweisen suchte, traf ich mich wieder mit meinen Freunden Terry und Tommy in einem Biergarten an der Themse. Dabei waren auch noch Mindy und ihr neuer Freund Fred Waterman, den wir an diesem Abend kennen lernen sollten. Leider outete der sich später als Dämon, mit dem Ziel, Mindy zu töten.

Wir drei mochten ihn von Anfang an nicht sonderlich, ahnten aber höchstens etwas, denn erst wenige Minuten nachdem das verliebte Pärchen uns verlassen hatte, rief der Chefinspektor an und gab uns den entscheidenden Hinweis. Es war der Name Fred

Waterman, den auch das Mordopfer gekannt hatte, denn Fred hatte auf eine Kontaktanzeige geantwortet und damit Kontakt zu der Toten gehabt.

Wir verfolgten Fred und Mindy mit Hilfe einer Vision in den Kennington Park, doch wir kamen zu spät, der Wasserdämon hatte mit seinem grauenhaften Mahl schon begonnen. Zwar konnten Tommy und ich den viele Jahrtausende alten Dämon mit Hilfe meines Rings und einer unscheinbaren, kleinen Kerze vernichten, doch Mindy schwebte bereits zwischen Leben und Tod.

Ich begleitete den Krankenwagen in das St. Thomas Hospital und musste mit ansehen, wie die Sanitäter um Mindys Leben kämpften und doch ihren Tod nicht verhindern konnten. Dabei fiel mein Blick wieder auf die Tür zum Operationssaal, wo sich ein Ärzteteam bemühte, die eigentlich schon tote Mindy doch noch zu retten.

Eine Viertelstunde lang saß ich jetzt schon auf dem ansonsten einsamen Krankenhausflur, wobei mir die vergangene Zeit dabei wie Stunden vorkam. Bei meinen häufigen Blicken auf meine Uhr hatte ich den Eindruck, der Sekundenzeiger würde stehen bleiben oder sogar jeden Augenblick beginnen, rückwärts zu laufen.

War es ein gutes Zeichen, dass es so lange dauerte und noch immer keiner der Ärzte den Operationssaal verlassen hatte? Konnten sie Mindy doch noch retten? Oder kämpften sie für eine aussichtslose Sache?

Schon mehrmals hatte ich die umherlaufenden Krankenschwestern gefragt, ob sie etwas wüssten, aber keine konnte mir Auskunft geben. Dabei war es sonst sehr ruhig, kein Mensch lief über die Flure und die meiste Zeit war ich ganz alleine mit meinen trüben Gedanken.

Tommy und Terry sollten sich um die Benachrichtigung von Professor Robson und Mindys Eltern kümmern. Ich hatte auch kurz daran gedacht, selbst bei Mindys Eltern anzurufen, aber ich konnte es nicht. Ich hätte kein Wort sagen können, wie sollte ich ihnen auch den sehr wahrscheinlichen Tod ihrer einzigen Tochter erklären?

Wieder vergingen einige Minuten, die mir wie Stunden vorkamen, bis plötzlich meine Freunde auftauchten. Terry und Tommy, und sie hatten Professor Robson gleich mitgebracht. Es war gut, die Drei hier bei mir zu wissen, aber trotzdem schaffte es kein Lächeln bis auf mein Gesicht.

Auch meine Freunde sahen besorgt aus, sie wollten als erstes wissen, wie es Mindy ging. Sie wussten noch nicht, was mir der Sanitäter mitgeteilt hatte, und deshalb waren sie noch voller Hoffnung, die ich gerne auch in mir gespürt hätte. Zu fragen brauchten sie nicht, ich gab ihnen auch so mit zittriger Stimme Auskunft.

„Sie ist dort im OP“, sagte ich zunächst, mehr wollte mir nicht über die Lippen kommen.

„Wird sie es schaffen?“, wollte der Professor wissen, der zwar heute Abend nicht dabei war, aber Mindy noch von den früheren Fällen her kannte.

„Sie ist schon tot, der Sanitäter hat es mir im Krankenwagen gesagt“, antwortete ich,

wobei mir in diesem Augenblick die Tränen herunter flossen wie bei einem Wasserfall.

Der Professor nahm mich in den Arm, wollte mich trösten, aber er wusste auch nicht, was er sagen sollte. Betroffen saßen wir da, schauten immer wieder zur Tür zum Operationssaal und rechneten doch nicht mehr mit einer guten Nachricht.

„Habt ihr ihre Eltern erreicht?“, wollte ich wissen, denn natürlich mussten wir die als Erste informieren.

„Ja, aber vor ein paar Minuten erst. Sie waren gerade von einer Feier nach Hause gekommen und sind schon auf dem Wege hierher“, antwortete Tommy, der nicht mehr sitzen konnte und deshalb auf dem Flur auf und ab ging.

Das Krankenhaus war nicht weit vom Haus der Familie Jones entfernt, deshalb dauerte es auch nicht einmal mehr fünf Minuten, bis sie beide eintrafen. Sie trugen noch Abendkleidung, sie ein dezentes, schwarzes Kleid, er ein modisches Hemd mit Krawatte und Jackett darüber, wie man sich eben zu einer etwas formelleren Feier anzog.

Wie mussten sie sich erst fühlen, wenn es mir schon so schlecht ging? Was konnte ich ihnen sagen, um ihnen Trost zu spenden, wenn ich selbst keinen finden konnte? Und wie sollte ich ihnen überhaupt erklären, was heute Abend passiert war?

Mrs. Jones kannte uns alle, wir hatten sie damals bei dem Fall mit dem Hexenclub kennen gelernt, als ihr Mann gleichzeitig auf einer Geschäftsreise war.¹

„Clarissa, was ist passiert?“, kam sie direkt auf mich zu, denn wir hatten schon damals eine starke Vertrauensbasis aufbauen und vielleicht auch nur deshalb Mindy retten können.

Nun aber fiel es mir schwer, zu antworten. Zwar wussten die Jones, dass es übersinnliche Phänomene gab, aber wie erklärte man Eltern, dass sich ihre Tochter in einen Dämon verliebt hatte, von dem wir selbst kaum etwas wussten.

Tommy und Terry machten ein wenig Platz, so dass sich die Jones zu uns setzen konnten und ich sie in Kurzform in die Ereignisse der letzten Stunden einweihte.

Ich glaube, sie hörten mir gar nicht richtig zu, denn es war selbstverständlich mehr die Sorge, um ihre Tochter, die sie antrieb. Ich erzählte nichts von dem, was mir der Sanitäter gesagt hatte, aber ich konnte ihnen nicht verschweigen, wie schlimm es stand.

„Mr. und Mrs. Jones, es sieht nicht gut aus, Mindy kämpft um ihr Leben, und vielleicht wird sie es nicht schaffen. Sie hat sehr viel Blut verloren und die Organe könnten jederzeit versagen, wenn sie nicht mehr mit ausreichend Blut und Sauerstoff versorgt werden.“

„Das ist furchtbar“, antwortete Mindys Vater, aber mehr konnte er nicht mehr sagen, denn die Tür zum OP ging auf. Wir erschrakten, denn nun würden wir die Entscheidung mitgeteilt bekommen. Ich wusste sie leider schon jetzt, denn ich hatte sie die ganze Zeit über gespürt.

„Sind Sie die Eltern von Miss Mindy Jones?“, fragte der nachdenklich und leicht traurig aussehende Chirurg als erstes und schaute dabei Mindys Eltern direkt an.

„Ja, was ist mir unserer Tochter?“, antwortete der Vater stellvertretend für seine Frau mit.

„Wir haben alles Menschenmögliche getan, Mr. und Mrs. Jones. Als sie bei uns ankam, hatte ihr Herz bereits aufgehört zu schlagen. Wir haben es mit Blutkonserven versucht, mit künstlicher Beatmung, mit Wiederbelebung, doch dem Körper waren fast alle Flüssigkeiten entzogen worden. Die Organe hatten schon versagt, oder versagten, während wir um Mindys Leben kämpften. Ihre Tochter ist heute um 23.44 Uhr verstorben, ich möchte Ihnen hiermit mein Beileid aussprechen.“

Mrs. Jones brach zusammen, als sie die Nachricht hörte, nur Tommys schneller Reaktion war es zu verdanken, dass sie sich dabei nicht selbst verletzte. Die arme Frau brach in ein hysterisches Weinen aus, und ich konnte sie gut verstehen.

Ich weinte nicht mehr, ich hatte schon vorher gewusst, dass die Ärzte keinen Erfolg haben würden. So traurig es sich auch anhörte, ich hatte bereits im Krankenwagen Abschied von Mindy genommen.

Mr. Jones stiegen ebenfalls Tränen in die Augen, er versuchte sich zu fassen, aber es fiel ihm ebenfalls unglaublich schwer. Der Professor und Tommy wirkten bedrückt, nur bei Terry sah ich auch einzelne Tränen.

Inzwischen hatte Tommy die immer noch weinende Mutter auf einen der gepolsterten Stühle platziert, während ihr Mann wie apathisch um sich blickte. Beide konnten es nicht fassen, wie vernichtend war doch das Schicksal, dieser Familie nach den durchstandenen schweren Jahren nun doch das Liebste von einer Sekunde zur nächsten zu nehmen?

Professor Robson dachte derweil praktisch, er hatte von einem Wasserspender mehrere Becher organisiert und verteilte sie nun an Mindys Eltern. Beide tranken einen Schluck, aber sie nahmen gar nicht richtig wahr, was sie taten.

Ich wusste nicht, wie lange wir dort saßen, ohne dass jemand etwas sagte. Es war schließlich Mrs. Jones, die nach mehreren Minuten das Schweigen brach.

„Wer war dieser Fred, der meine Tochter umgebracht hat?“, fragte sie und schaute mich dabei mit rot unterlaufenen Augen an.

„Ein Dämon, wir wissen noch nicht viel über ihn. Er hat schon mehrere Menschen getötet, indem er ihnen ihre Körperflüssigkeiten entzogen hat, was ihn wieder am Leben erhalten hat.“

„Wie konnte Mindy schon wieder Kontakt zu einem Dämon bekommen, das ist doch nicht normal?“

„Wir wissen es nicht, die Beiden haben sich in einer Disco kennen gelernt. Sie wollte ihn uns heute vorstellen.“

„Nein, das glaube ich nicht, nein. Du bist es, immer wenn du mit Mindy zusammen warst, sind diese Dämonen oder Hexen aufgetaucht. Ich habe dir vertraut, aber jetzt

nicht mehr. Denn du, Clarissa, du bist Schuld am Tod meiner Tochter“, schrie sie mich an und begann wieder zu weinen.

Jeder von uns wurde überrascht vom Ausbruch der todtraurigen Mutter, aber keiner brachte ein Wort hervor. Ich wusste auch nicht, was ich sagen sollte.

Etwas in mir hätte der Frau gerne widersprochen, aber eine zweite Stimme sagte mir, sie hätte damit vollkommen Recht. War ich es, die immer wieder die Dämonen angelockt hatte und Mindy damit mehrmals in Gefahr gebracht hatte?

Ich wusste die Antwort nicht, aber ich wollte sie in diesem Moment auch nicht wirklich finden. Stattdessen rannen nun wieder Tränen mein Gesicht herunter, denn auch ich war bereit, mir die Schuld an Mindys Tod zu geben.

„Mr. und Mrs. Jones, ich würde Sie gerne nach Hause fahren, Sie sollten sich heute nicht mehr ans Steuer setzen. Ich spreche gleich noch mit dem Arzt und kümmere mich um die Formalitäten“, beschwichtigte Professor Robson die Situation.

Keiner sagte etwas, aber ein kurzes Nicken von Mindys Vater bestätigte den Wissenschaftler. Es war das Beste für die Beiden, nach Hause in die vertraute Umgebung zu kommen, auch wenn sie ihren Verlust nirgends vergessen konnten. Doch hier in der Sterilität des Krankenhauses sollten sie besser nicht bleiben.

„Tommy, fährst du bitte mit deinem Wagen hinter uns her, um mich wieder abzuholen? Terry und Clarissa, wartet ihr hier, wir holen euch gleich hier wieder ab?“

Terry nickte, während ich versuchte, meine Tränen abzuwischen. Ich sah alles nur wie durch einen Schleier. Ich konnte nicht sprechen, sondern vergrub meinen Kopf lieber in meinen Armen.

So sah ich auch nicht, wie der Professor mit Tommy und Mindys Eltern den Krankenhausgang verließ, um sich zum Parkplatz zu begeben. Terry blieb bei mir, sie hatte uns nun auch ein wenig Wasser geholt, wovon ich allerdings nichts wissen wollte.

„Du solltest einen Schluck trinken, Clarissa.“

„Danke, ich habe keinen Durst“, gab ich stockend zurück, denn mich hatten die Worte von Mindys Mutter extrem mitgenommen.

„Clarissa, sieh mich doch bitte mal an!“

Ich tat ihr den Gefallen und schaute meiner Freundin in das immer noch traurige, aber auch bestimmt wirkende, ernste Gesicht.

„Du darfst dir das nicht so zu Herzen nehmen, was Mrs. Jones gesagt hat. Sie kennt die Zusammenhänge nicht, sie war ja nicht dabei. Und nach solch einem Verlust sagt man schon mal etwas, was man gar nicht so meint und später wieder bereut.“

„Danke, Terry, aber ich habe eine andere Sorge. Was ist, wenn sie Recht hat?“

„Womit? Du hast Fred doch gar nicht gekannt, die beiden haben sich ja rein zufällig getroffen, und ...“

„Das ist es ja, dieses Wort *zufällig* macht mir Sorgen. Vielleicht ist es ja wirklich so,

dass ich andere Menschen nur durch meine Anwesenheit in Gefahr bringe. Haben wir nicht schon viele Beispiele dafür gesehen?“

„Das glaube ich nicht, außerdem solltest du bedenken, wie viele Menschen du schon aus den Klauen der bösen Mächte gerettet hast.“

„Ja, aber Mindy ist tot. Und ich werde damit leben müssen, dabei weiß ich nicht, ob ich das jemals können werde.“

Ich hatte meinen letzten Satz sehr entschlossen gesagt, und Terry hatte ihn verstanden. Nicht als Selbstmordankündigung, sondern als Ansage einer möglichen Kursänderung, wie auch immer die aussehen konnte. Außerdem sollte er unser Gespräch beenden, denn ich wollte mich nicht mehr unterhalten, und Terry hatte auch das verstanden.

Es vergingen knapp 30 Minuten, dann waren Tommy und der Professor wieder da. Mitternacht war bereits vorbei, aber an Schlaf war für uns gar nicht zu denken, trotzdem wollte ich nach Hause, um für mich alleine zu sein.

Der Professor regelte kurz noch ein paar Sachen mit der Oberschwester, hinterließ seine Adresse und Telefonnummer, und auch die Daten von Mindys Eltern. Ich nahm nur die Hälfte davon wahr, ich war mehr mit mir beschäftigt, aber bestimmt machte er alles so perfekt wie immer.

Die Fahrt zum Kings College zurück war eine sehr ruhige Fahrt, denn keiner meiner Freunde konnte mich aufmuntern, und meine Antworten auf Fragen waren meist einsilbig. Ich wollte nicht mehr über den heutigen Abend reden, sondern den Frust und die Schuld in mich hineinfressen.

Da es nicht sehr weit vom St. Thomas Hospital bis zur Universität war, kamen wir schon kurz nach 01.00 Uhr daheim an. Tommy hatte zwischenzeitlich den Professor daheim abgesetzt, von wo er ihn auch vorher abgeholt hatte.

Gerne ließen mich meine Freunde nicht alleine, aber sie hatten keine Wahl, ich wollte es so. Auch die Verabschiedung fiel sehr knapp aus, Treffen für die nächsten zwei Tage hatte ich gleich abgesagt, denn ich wollte für mich sein.

Im Zimmer stellte ich noch den Wecker aus, denn ich wollte heute nicht mehr zur Universität gehen, der normale Tagesablauf hätte mir wahrscheinlich den letzten Nerv geraubt.

Nur die Schuhe hatte ich von meinen Füßen geschleudert, als ich mich auf das Bett legte und den Kopf in meinen Armen verbarg. So konnte niemand meine Tränen sehen, die jetzt endlich aus meinen Augen fließen konnten. Jetzt gab es keine Handbremse mehr, die Trauer musste heraus.

Ich muss im Nachhinein ehrlich zugestehen, dass ich mich die nächsten Tage ziemlich hängen ließ. Die Vorlesungen ließ ich sausen, bei meinen Freunden ließ ich mich auch nicht sehen, selbst als Terry mich auf meinem Handy anrief, ging ich nicht ran. Ich

schickte ihr später eine kurze SMS, dass alles in Ordnung wäre, aber das war nicht so.

Ich bekam zwei Bilder nicht aus meinem Kopf, so sehr ich mich bemühte. Einmal war das die im Krankenwagen sterbende Mindy, zum anderen ihre Mutter, wie sie mir die Schuld an Tod ihrer Tochter gab.

Die meiste Zeit hatte ich mich in meinem Zimmer verbarrikadiert, aber am zweiten Tag hatte ich es nicht mehr aushalten können, da war ich wenigstens ein wenig spazieren gegangen.

Aber auch die frische Luft hatte die trüben Gedanken nicht aus meinem Kopf vertreiben können. Vielleicht wollte ich das auch gar nicht, denn irgendwie sah ich sie auch als gerechte Strafe für mich an.

Wäre jetzt einer meiner Feinde aufgetaucht, ich wäre ein leichtes Opfer gewesen. Selbst mein Kampfeswillen war erlahmt, eine Gegenwehr hätte wahrscheinlich nicht einmal stattgefunden.

Es ging mir zwar am Ende des zweiten Tages wieder etwas besser, aber das änderte sich gleich wieder, als ich von Terry eine SMS erhielt, anders konnte mich meine Freundin nämlich quasi nicht erreichen. Sie teilte mir nämlich darin den Termin von Mindys Beerdigung mit.

Die Beerdigung, natürlich, das war eine logische Konsequenz, aber ich wollte sie nicht. Konnte dieser Tag nicht einfach vorbeigehen, ohne dass ich das Bett verließ? Gerne hätte ich jetzt gesehen, wie Chronos auftaucht, mich durch die Zeiten transportiert und ich diesen Tag damit überspringen würde.

Doch Chronos meldete sich nicht, und so kam dieser Samstag doch auf mich zu. Doch vorher passierte noch etwas, dem ich nicht sofort volle Beachtung schenkte, denn ich schob es auf meine Schuldgefühle.

Ich hatte schon die letzten beiden Nächte schlecht geschlafen und immer wieder die Bilder von Mindys Tod gesehen, ihr erschlafenes Gesicht und wie sie dann im Krankenwagen ihr Leben aushauchte. Doch diesmal war es anders.

Ich wusste zunächst nicht, wo ich mich befand, denn es war fast völlig dunkel dort. Ich sah so gut wie nichts, bis auf einen kleinen Schein eines Feuers oder Lichts, das aber weit entfernt sein konnte. Warum war es so dunkel?

Wäre ich wach gesehen, hätte ich mich über diesen dusseligen Traum beschwert. Schließlich sind Träume ja häufig eine Art und Weise des Innersten, sich Gehör zu verschaffen, doch was wollte mir mein arg strapaziertes Unterbewusstsein damit sagen?

Dass es derzeit ziemlich dunkel um mich war, war keine wirkliche Neuigkeit. Es musste etwas anderes dahinterstecken, und ich sollte es bald erfahren. Denn es passierte wieder etwas, allerdings warf dies wieder mehr Fragen auf, als es dadurch beantwortete.

Es wurde zunächst heller, denn plötzlich sah ich sogar Umrisse, von einem Gegenstand. Ich schwebte irgendwie über ihm, hatte sogar den Eindruck, dabei noch durch eine Schicht aus Erde oder Sand zu blicken, die mit einem Mal für mich

durchsichtig geworden war.

Jetzt konnte ich auch erkennen, was da unter mir lag, es war ein Sarg. Ich schwebte über einem vergrabenen Sarg, denn ich sah durch die Schicht aus Erde, die auf ihm lag. Ich sah auf die letzte Ruhestadt eines Menschen herab.

Selbst im Traum bekam ich einen Schreck, der sich bis zum Erwachen hielt. Mein Herzschlag war schneller geworden, angespannt starrte ich auf den Sarg. Es musste sich etwas tun, aber lange Zeit passierte wieder nichts, oder zumindest nahm ich es nicht richtig wahr.

Doch es war da, aber erst nach einer Weile hörte ich es, denn es war ein Geräusch. Kein sehr schönes, denn es war ein Schmatzen. Jemand aß, und dieser jemand schien keine besonders guten Manieren zu besitzen.

Obwohl ich ihn oder sie nicht sah, wurden die Geräusche immer lauter, und zwischen dem Schmatzen vernahm ich auch ein Schlürfen, Stöhnen und Keuchen, wie es kaum ein Mensch hervorbringen konnte.

War das wieder dieser Fred Waterman, der Wasserdämon, einer aus dieser grässlichen Dämonenabart? Sollte ich noch einmal erleben, wie Mindy starb? Und sollte der Sarg mich gleich wieder daran erinnern, wie mein Versagen enden sollte? Aber warum sah ich so andere Bilder, die Träume der letzten Tage waren quälend genug gewesen, warum jetzt dies?

Schlagartig hatte das Schmatzen aufgehört, war dieses Etwas mit seinem Mahl fertig? Was würde geschehen? Würde ich es endlich sehen, war es Fred? Ich musste noch auf eine Antwort warten, aber ich hörte nun auch andere Geräusche.

Ein Schlurfen, als würde jemand gehen, aber die Beine dabei nicht anheben. Aber gleichzeitig auch ein weiteres Geräusch, was ich zunächst nicht identifizieren konnte. Es klang so, als würde jemand etwas Feuchtes über den Boden ziehen. Was hatte das alles zu bedeuten?

Immerhin, die Geräusche wurden lauter, also kam der Verursacher auf mich und den Sarg zu. Und plötzlich war er da, denn neben dem Sarg bewegte sich etwas, die Erde wurde zur Seite geschoben und ein Arm griff nach dem Sarg.

Dieses Etwas hatte ein Loch oder einen Tunnel gegraben und griff jetzt nach dem Sarg. Doch wozu? Und wer war es? Wenn es Fred war, dann wollte er wieder einem Opfer die Flüssigkeiten absaugen, vielleicht war es das, was ich gehört hatte. Ich musste damit rechnen, denn leider sah ich den Fremden nicht, ich hörte nur, wie er an dem Sarg arbeitete.

Ich sah die Holzkiste inzwischen nicht mehr vollständig, nur noch das Kopfende, wie ich einen Augenblick später erfuhr, denn der Sargdeckel wurde hochgeklappt. Und ich sah das schmerzverzerrte Gesicht meiner Freundin Mindy, von der ich in diesem Augenblick nicht einmal sagen konnte, ob sie tot oder lebendig war.

Denn mein Traum endete in diesem Moment und ich hörte gleichzeitig jemanden

laut schreien.

Ich war es selbst, der so laut geschrien hatte, was mir aber gar nicht sofort bewusst wurde. Ich musste die Bilder, die ich gerade gesehen hatte, erst verarbeiten, und das dauerte eine Weile. Ich hatte mich gerade wieder halbwegs im Griff, als ich das Klopfen hörte.

„Clarissa, bist du ok?“, hörte ich Terrys sorgenvolle Stimme, wahrscheinlich hatte ich mit dem Lärm auch meine Freundin aus dem Schlaf gerissen.

„Ja, alles ok“, rief ich zurück, so dass Terry mich hören konnte, aber möglichst nicht noch mehr Leute.

„Ich komme rein, einverstanden?“

Terry hatte einen Schlüssel für mein Appartement, so wie ich für das ihre. Antworten musste ich nicht mehr, ich kannte sie, Terry würde auch reinkommen, wenn ich *Nein* sagen würde. Aber nicht aus Neugierde, sondern nur aus Sorge um mich.

Ich hörte noch, wie sie den Schlüssel umdrehte, dann war sie auch schon in meiner Wohnung, um wenig später mein Schlafzimmer zu betreten. Ich hatte inzwischen Licht gemacht, so konnten wir uns wenigstens gegenseitig sehen.

Terry trug nur ihr Nachthemd, hatte aber noch einen Bademantel übergeworfen und Pantoffeln angezogen. So stand sie nun in meinem Schlafzimmer und schaute mich ein wenig vorwurfsvoll, aber auch besorgt an.

„Was ist mit dir, Clarissa, du hast so laut geschrien?“

„War es wirklich so laut?“

„Nun, ich habe es gehört, und wenn über das Wochenende nicht so viele Studenten das Wohnheim verlassen hätten, könnten wir jetzt eine Pyjamaparty hier machen. Was ist passiert?“

„Ich habe schlecht geträumt?“

„Mindy?“

„Ja.“

Terry sagte erst einmal nichts, sondern trat an mein Bett heran, um sich auf die Matratze zu setzen und mich dabei genau anzusehen.

„Ich kann dich ja verstehen, Mindy war eine gute Freundin für dich, und auch uns hat es mitgenommen. Aber du musst dich davon lösen, sonst gehst du vor die Hunde.“

„Würde ich ja gerne, aber ich kann es nicht. Die Bilder von ihrem Tod verfolgen mich. Es ist nicht leicht, mit so einer Schuld zu leben.“

„Aber du bist doch nicht schuld, du hast alles versucht, Mindy zu retten. Fast hätten wir es noch geschafft, und fehlten nur wenige Minuten, vielleicht sogar nur Sekunden.“

„Die Bilder sehe ich auch immer wieder vor mir, aber ich denke an etwas anderes.“

„An das, was Mindys Mutter gesagt hat?“

„Ja, vielleicht bin ich dafür verantwortlich, dass Mindy immer wieder auf Dämonen

getroffen ist. Eventuell ziehe ich die Wesen der Finsternis immer wieder an.“

„Daran glaube ich nicht, das war Pech, Zufall oder Schicksal. Wenn du nicht gewesen wärst, wäre Mindy schon längst ein Opfer des Selbstmorddämons geworden, oder eine Hexe. Du hast sie doch schon mehrfach gerettet.“

„Trotzdem bin ich schuld an ihrem Tod.“

„Wir sehen das alle ganz anders, und auch Mrs. Jones wird es verstehen. Das Wichtigste ist aber, dass du dir selbst vergibst. Denn wir brauchen dich, alle Menschen brauchen dich. Deine Aufgabe ist es, das Böse zu bekämpfen. Manchmal schaffen wir es trotzdem nicht, alle Unschuldigen zu retten.“

„Es wäre schön, wenn ich mir vergeben könnte, aber noch kann ich es nicht. Aber du hast mir sehr geholfen, Terry.“

„Gern geschehen. Heute Nachmittag um 15.00 Uhr beginnt die Beerdigung, wir fahren zusammen hin, du kommst doch sicherlich mit?“

„Ich weiß es noch nicht. Eigentlich müsste ich, aber ...“

„Kein Wort mehr. Wenn du nicht hingehst, ist das wie ein Schuldeingeständnis, und das wollen wir doch nicht, oder? Also kommst du mit, das bringen wir hinter uns, und hinterher wird es dir wieder bessergehen.“

„Okay, wann geht es los?“

„Der Professor holt uns um 14 Uhr hier vorm Haus ab.“

„Ich bin da. Danke, Terry, es ist gut, dass ich dich habe.“

„Wozu hat man Freundinnen? Ich wünsche dir, dass du jetzt endlich gute Träume träumen kannst.“

„Danke, das wünsche ich dir auch.“

Damit war unser nächtliches Gespräch beendet, was bei mir dazu führte, dass ich mich wieder etwas besser fühlte. Zwar hatte mir Terry meine Schuldgefühle auch nicht ausreden können, aber ich wusste wenigstens meine Freunde hinter mir. Und das half doch ungemein.

Mit einem schnellen Blick zur Uhr hatte ich festgestellt, dass es erst kurz nach zwei Uhr war, also noch sehr früh. Mit einem etwas freieren Kopf als zuvor legte ich mich wieder hin, den Traum hatte ich schon fast wieder vergessen. Und so konnte ich noch etwas schlafen, doch die schlimmsten Stunden des gerade erst angebrochenen Tages sollten mir noch bevorstehen.

Am nächsten Tag dachte ich gar nicht mehr an den Traum, allerdings an die Beerdigung, der ich gerne ferngeblieben wäre. Allein der Gedanke daran machte mich nervös und ließ mich wieder über den furchtbaren Abend nachdenken, den ich einfach nicht aus meinem Kopf verdrängen konnte.

Wie sollte ich Mindys Eltern gegenüberreten, ihnen Beileid aussprechen? Sie hielten mich für schuldig am Tod ihrer Tochter, wie konnte ich da guten Gewissens zu

Mindys Beerdigung gehen?

Aber ich hatte Terry zugesagt, und damit kam ein Rückzug nicht mehr in Frage. Ich musste das durchstehen, so schwer es mir auch fiel.

Der Professor fuhr uns und war wie üblich pünktlich da. Tommy hatte er schon von seinen Eltern abgeholt, nun lud er noch Terry und mich ein. Während der Fahrt unterhielten wir uns nur wenig, die Stimmung war gedrückt, und auch unsere Kleidung sagte das aus.

Ich hatte Tommy zwar noch nie so vornehm gesehen, mit Hemd, einer sehr dezenten Krawatte, schwarzen Schuhen und einer dunkelgrauen Kombination, aber gerne sah ich ihn so trotzdem nicht.

Der Professor sah ähnlich aus, hatte aber eine komplett schwarze Kombination gefunden. Terry und ich trugen ebenfalls schwarz, ich eine Jeans mit dunkler Bluse und einer schwarzen Seidenjacke drüber, Terry einen knielangen Rock mit Rüschen und einer passenden Bluse, dazu noch schwarze Schuhe. Die hatte ich nicht in meinem Kleiderschrank und hatte mich deshalb für bequeme, graue Halbschuhe entschieden.

„Wo findet denn die Beerdigung statt?“, wollte Tommy wissen und durchbrach das Schweigen.

„In Kennington, nicht weit vom Haus der Familie Jones entfernt. Es ist ein kleiner Friedhof, der nur noch wenig gebraucht wird, weil nur noch ein einziger Bestatter dort Begräbnisse vornimmt. Er hat seine Geschäftsräume gleich auf dem Gelände, so ist das sehr praktisch für ihn.“

„Und wieso wird Mindy gerade dort bestattet?“, wollte ich wissen.

„Ich habe mit Mr. Jones telefoniert, um ihm beizustehen, dabei habe ich es erfahren. Der Bestatter hat selbst bei den Jones angerufen, um sich anzubieten und den ganzen Papierkram zu übernehmen. Und da Mr. Jones das sehr Recht war, hat er das Angebot angenommen.“

„Findet denn keine Trauerfeier statt?“

„Nein, die Jones wollten das nicht. Der Pfarrer wird am Grab ein paar Sätze sprechen, aber mehr ist nicht vorgesehen. Ich kann die Familie verstehen, es ist schon so schwer genug. Es sind auch nur wenige Menschen da, fast nur Familie und enge Freunde.“

„Und warum wir?“

„Mr. Jones hat extra darum gebeten. Ihr habt Mindy so oft geholfen, da sah er dies als selbstverständlich an. Über den Rest wollte er nicht sprechen, dazu wollte er sich erst noch mit seiner Frau kurzschließen. Das sollte aber erst nach der Bestattung sein.“

Wir wussten alle, um was es ging, sagten aber nichts davon. Für den Rest der Fahrt war Schweigen angesagt, und das änderte sich auch nicht mehr, als wir den Friedhof betraten, nachdem wir sehr nahe einen Parkplatz gefunden hatten.

Meine Stimmung war schon so sehr düster, aber dieser Friedhof verschlechterte sie

nur noch mehr. Da war erst einmal die hohe Mauer, die das Gelände einrahmte und ihm viel Licht nahm. Außerdem der dichte Bewuchs von Nadelbäumen, die gerade eigentlich in voller Pracht stehen sollten, aber einen schlechten, kranken Eindruck machten. Sie wirkten grau und tot, wie die ganze Umgebung.

Natürlich hatte ich nicht viel Helles und Freundliches auf einen Friedhof erwartet, aber nicht einmal frische Blumen sah ich. Wenn, dann sah ich nur einige schon vergammelte Exemplare, die noch nicht entsorgt worden waren.

Ich wollte hier nicht begraben werden, aber das stand ja nicht zur Debatte. Allerdings fragte ich mich, wie die Familie Jones das Angebot hatte annehmen können, ihre Tochter hier ihrer letzten Ruhestätte zu übergeben.

Da wir sehr früh dran waren, mussten wir noch etwas warten, bis der Pfarrer kam, hinter ihm ging ein kleiner, unscheinbarer Mann und das Ehepaar Jones. Der Mann konnte der Bestatter sein, von dem Professor Robson gesprochen hatte, zumindest machte er auf mich diesen Eindruck.

Mrs. Jones sah schlecht aus, die Augen gerötet, was ich selbst auf einige Entfernung feststellen konnte. Sie hatte geweint, wahrscheinlich hatte sie gerade ein letztes Mal ihre tote Tochter gesehen und Abschied genommen. In ihrer rechten Hand hielt sie ein Taschentuch, mit dem sie ab und zu ihre Tränen abwischte.

Sie trug wie Terry einen Rock, aber ohne Rüschen, dafür mit einem dezenten Blumenmuster. Das Oberteil zeigte das gleiche Muster, so dass es auch ein Einteiler sein konnte, das war nicht so gut zu erkennen. Die ebenfalls schwarzen Nylons und schwarzen Schuhe rundeten das Bild ab.

Auch ihr Mann trug schwarz, nur das Sakko zeigte mehr einen gräulichen Farbton. Er war etwas gefasster, aber auch ohne einen Blick in seine Augen zu werfen, wusste ich, dass die Fassade nur gespielt war. Mindy hatte mir erzählt, wie sehr die beiden aneinandergehangen hatten. Es musste auch für ihn eine riesige Katastrophe sein, seine einzige Tochter verloren zu haben.

Die Minuten vergingen, und als es fast 15 Uhr war, setzte sich der Tross in Bewegung. Der Pfarrer ging vorneweg, der Bestatter neben ihm, dann kamen die Eltern. Hinter ihm schoben vier Männer einen Wagen, auf dem der Sarg stand, Mindys Sarg. Ich spürte den Drang dazu, wieder Tränen loszulassen, doch ich konnte sie zurückhalten.

Inzwischen hatten sich auch viele weitere Menschen eingefunden, ohne sie genauer zu zählen, schätzte ich ihre Zahl auf etwas über 20. Bei einigen sah ich durchaus Ähnlichkeiten zu Mindy oder ihren Eltern, das musste also Familie sein. Aber auch Freunde und Nachbarn waren sicherlich dabei.

Wir alle folgten dem Pfarrer, doch weit mussten wir nicht gehen, der Friedhof war nicht sehr groß. An einem frisch ausgehobenen Grab stoppte der Zug plötzlich. Der Bestatter deutete an, wo wir stehen bleiben sollten, während der Pfarrer zum Kopfende

des Loches ging, um ein paar Worte zu sagen.

Auch ihm schien es schwer zu fallen, einen so jungen Menschen der Erde zu übergeben. Bestimmt hatte er eine Ansprache, eine kleine Predigt vorbereitet, doch die Worte wollten auch ihm nicht so richtig über die Lippen kommen. Erst nach einem etwas nervös wirkenden Räuspern setzte er an.

„Liebe Trauergemeinde, wir haben uns heute hier versammelt, um einen sehr jungen Menschen seiner letzten Ruhestätte zuzuführen, doch wir sollten darüber nicht traurig sein. Der Tod ist nur unser allerletzter Schritt im Leben auf Erden, aber er führt zum ewigen Leben an der Seite Gottes und seines Sohnes Jesus Christus.“

Der Pfarrer sprach weiter, aber ich hörte nur noch halb hin. Meine Gedanken waren auf Wanderschaft, ohne dass ich sie kontrollieren konnte. Ich wusste nicht, warum, aber ganz langsam stieg eine Vision in mir hoch, was unüblich war, denn meistens kamen sie auf einen Schlag und sehr schnell.

Zunächst sah ich nichts, nahm aber auch die reale Welt nur noch durch einen Schleier wahr. Dann kamen die Bilder, aber sie waren undeutlich. Doch ich erkannte sie trotzdem, es war die Szene aus meinem Traum, ich sah wieder einen Sarg. Und jetzt wusste ich auch, was für ein Sarg das war, es war der von Mindy.

In diesem Moment war ich wieder voll da, und wäre fast noch umgefallen. Zum Glück stand der Professor neben mir und hielt mich fest. Bemerkte keiner etwas davon, zum Glück, denn ich wollte die traurige Feier nicht noch unnötig stören.

Allerdings fragte ich mich, was diese Vision bedeuten sollte. Ich hatte Mindys Sarg gesehen, wie er in der Erde lag, so wie in meinem Traum. Mehr nicht, aber die Bilder aus meinem Traum bekamen nun eine ganz andere, viel wichtigere Bedeutung.

Ich erinnerte mich wieder an das Schmatzen. Konnte es das dieses Dämons sein, von dem Professor Robson inzwischen aufgrund unserer Hinweise festgestellt hatte, dass es ein Wasserdämon gewesen war?

Dies war eine sehr alte, besonders widerliche Dämonenabart, die sich von den Körperflüssigkeiten der Menschen ernährte, an sich schon ein abartiger Gedanke. Aber wer sie bei ihrer *Arbeit, ihrem Fressen*, sah, der konnte leicht dadurch verrückt werden.

Ich dachte daran, wie schwer es doch gewesen war, ihn endgültig zu erledigen, lebte er vielleicht doch noch, um sich an Mindys Leiche zu vergreifen? Oder war es ein anderer Wasserdämon? Leider wusste ich nicht viel von ihnen, konnte es etwa sogar sein, dass die Opfer selbst später zu Wasserdämonen wurden, so wie bei den Vampiren?

Fragen über Fragen, die ich mir stellen musste, aber ich hatte keine Antworten. Immerhin war die Lethargie der letzten Tage gewichen. Etwas stimmte nicht, und ich musste herausfinden, was es war. Gerne wäre ich losgelaufen, hätte alles untersucht, das Grab, den Friedhof, den Sarg, die Leiche, um die Lösung zu finden, doch das ging nicht.

Ich war noch immer mitten in einer Beerdigung, und konnte hier weder weg noch aktiv werden, denn ich hatte keine Beweise. Nur eine Vermutung und mein Gefühl, dem ich vertraute, aber das war im Moment nicht genug.

Die Rede des Pfarrers nahm ich kaum noch wahr, meine Gedanken drehten sich um meine Vision, und so bekam ich kaum mit, als Mindys Eltern an das Grab ihrer Tochter traten.

Wir standen nicht weit entfernt, und es war wohl das Weinen der Mutter, das mich wieder in die normale Welt holte. Ihr Mann hielt sie fest, sonst wäre Mrs. Jones vielleicht sogar in das Grab gefallen, so fertig war sie.

Lange standen sie dort am Grab, um Abschied zu nehmen, was Mr. Jones mit einer kleinen Schaufel voll Erde abschloss. Anschließend stellten sie sich an die Seite, um die Beileidsbekundungen der anderen Trauergäste entgegen zu nehmen.

Noch standen einige Menschen vor uns, mir blieb noch etwas Zeit, doch in mir kamen schon wieder düstere Gedanken hoch. Ich würde mit Professor Robson zusammen ans Grab gehen, aber anschließend mussten wir zu Mindys Eltern, etwas, was mir gar nicht leichtfallen würde.

Ein jüngeres Paar, vielleicht Cousin oder Cousine waren an der Reihe. Wir würden die nächsten sein. Konnte nicht doch etwas passieren, damit dieser Kelch an mir vorübergehen würde? Meine Anspannung über meine Vision war wieder der Hektik gewichen, vor dem Tod und der Konfrontation mit Mindys Eltern.

Und dann war es so weit. Professor Robson blieb neben mir, als wir an das Grab herantraten. Meine Beine zitterten, und ich fühlte eine leichte Übelkeit in mir hochsteigen. Als Ausgleich versuchte ich tief einzuatmen, als mir ein unglaublich ekliger Gestank in die Nase stieg. Und er kam direkt aus dem Grab.

Ich war irritiert, denn der Gestank von Moder und Tod war so extrem, wie ich es nicht erwartet hatte. Natürlich roch es auf einem Friedhof und an einem frisch ausgehobenen Grab mit einem Sarg im Inneren nicht gut, aber doch nicht so furchtbar.

Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, aber es fiel mir doch schwer. Ich suchte nach dem Grund für den Gestank aber sehen konnte ich nichts. Das Grab lag so vor mir, wie man es erwarten durfte. Nur ein grüner Teppich lag am Rand, so dass es nicht so kalt aussah und die Trauernden leichter an Mindys Ruhestätte herantreten konnten.

Sonst war nichts Ungewöhnliches zu sehen, und damit gab es auch keinen Grund für diesen extremen Geruch genau hier. Aber er musste irgendwo herkommen, und ich wollte wissen, woher er kam.

Über meine Gedanken hatte ich aber vergessen, weshalb ich überhaupt hier war, bis mich der Professor leicht anstupste, denn wir standen schon viel zu lange dort. Ich hatte nicht einmal mitbekommen, wie der Professor eine kleine Schaufel mit Sand in das

offene Grab geschüttet hatte, so sehr war ich abgelenkt gewesen.

Kurz nahm ich noch von Mindy Abschied, das Mindeste, was ich tun konnte. Aber ich schwor mir in diesem Augenblick, sie auch nach ihrem Tod zu beschützen und das Rätsel um ihr Grab zu lüften. Jetzt erst folgte ich dem Professor, um nun auch Mindys Eltern mein Beileid auszusprechen.

Wieder zitterten meine Knie, und trotz der mäßigen 12 Grad begann ich zu schwitzen. Würde dieser Tag gar kein Ende nehmen? Ich wünschte mich weit weg, aber ich musste auch das jetzt noch durchstehen.

Der Professor ging vor, ich folgte ihm. Wir standen so, dass er erst Mindys Vater die Hand schüttelte, dann der Mutter, die noch immer ein Taschentuch in der linken Hand hielt. Das war auch für mich der Startschuss.

Mr. Jones konnte ich noch ins Gesicht sehen, und brachte sogar eine Beileidsbekundung heraus, bei seiner Frau ging es nicht mehr. Ich konnte sie nicht ansehen, drückte ihr nur kurz die Hand und drehte mich dann ab. Niemand sollte meine Tränen sehen, aber wahrscheinlich konnte man sie erahnen.

Wir hatten uns jetzt zusammen mit den anderen Trauergästen abseits gestellt und warteten ab, bis alle Menschen von Mindy Abschied genommen hatten. Meine Gedanken waren bei ihr, aber auch bei dem, was hier auf dem Friedhof vor sich ging.

Gab es noch einen Wasserdämon? Oder andere Dämonen, die sich diesen Friedhof als Basis ausgesucht hatten? Für viele Wesen der Finsternis waren Friedhöfe schon immer beliebte Plätze gewesen, denn der Tod der Menschen bedeutete häufig das Leben für sie.

Vielleicht war Mindys Leichnam in Gefahr? Auch wenn ich nicht wusste, woher die Gefahr kam, ich musste etwas dagegen tun, wenn ich schon nicht ihr Leben hatte retten können, dann wenigstens ihren Körper nach ihrem Tod.

Und ich musste mit meinen Freunden darüber sprechen, gleich würde sich eine Gelegenheit ergeben, denn wir wollten nicht mehr an dem kleinen Kaffeetrinken teilnehmen, sondern uns sofort wieder verabschieden. Und so trennten sich unser Weg und der der anderen Trauergäste auf dem Parkplatz.

Der Professor fuhr, Tommy hatte sich nach vorne gesetzt, Terry und ich saßen hinten. Ich war angespannt, aber ich wollte nicht sofort etwas sagen, sondern erst noch warten. Aber auch meine Freunde sagten nichts, die Stimmung der Beerdigung war noch immer unser Begleiter.

„Das war schlimm“, stellte Terry nur irgendwann fest, denn auch für war der Tod ein nur sehr geringer Bestandteil ihres Lebens gewesen. Ich erinnerte mich daran, wie der Gärtner und Leibwächter ihrer Eltern beim Kampf mit Kalis Priester ums Leben gekommen war², aber sonst war Terry nur selten mit dem Tod geliebter Menschen konfrontiert worden.

„Ja, es ist eine Tragödie, wenn ein so junger Mensch ums Leben kommt“,

antwortete der Professor mit schwerer Stimme, auch ihn hatte das Ganze mitgenommen.

„Darf ich euch mal etwas fragen?“, sagte ich plötzlich, denn ich konnte nicht mehr an mir halten.

„Klar, was gibt es?“, antwortete Tommy für alle.

„Habt ihr auch den Gestank am Grab bemerkt?“

Meine Freunde schauten mich mit großen Augen an, nur der Professor musste sich weiter auf den Verkehr konzentrieren. Eine Antwort bekam ich zunächst nicht, bis Tommy etwas sagte, nachdem er auch das Kopfschütteln unseres Fahrers gesehen hatte.

„Nein, mir ist nichts aufgefallen, dem Professor auch nicht.“

„Mir auch nicht“, fügte Terry hinzu.

„Aber ihr müsst doch etwas bemerkt haben, es stank ganz fürchterlich nach Moder, nach Tod, nach Verwesung.“

„Das ist doch normal auf einem Friedhof“, gab der Professor zurück.

„Aber nicht so extrem, wie eben, als wir am Grab standen. Da stank es ganz erbärmlich.“

„Ich habe davon nichts bemerkt, sorry. Vielleicht waren deine Nerven einfach nur ein wenig überreizt, Clarissa.“

„Sie meinen, ich hätte mir das eingebildet?“

„Bei der Anspannung heute und der ganzen letzten Tage wäre das kein Wunder. Ich habe gemerkt, wie schwer es dir fiel, ans Grab und hinterher zu Mindys Eltern zu gehen.“

„Das war es aber nicht, und was ist mit meiner Vision?“

„Welche Vision?“

„Ich habe zwei Mal Mindys Sarg vor mir gesehen, verbuddelt in der Erde. Ich habe auf ihn gesehen, als würde ich irgendwie über ihm schweben. Das ist doch alles nicht normal?“

„Ich glaube, das Ganze hat dich sehr mitgenommen, Clarissa. Du brauchst einfach noch ein paar Tage Ruhe, um dich davon zu erholen. Ich weiß, dass du dir die Schuld an Mindys Tod gibst, aber das sollte nicht so sein. Und aufgrund deiner Schuldgefühle hast du jetzt geglaubt, den Gestank wahr zu nehmen und diese Vision zu sehen. In ein paar Tagen wirst du schon ganz anders darüber denken, da bin ich mir sicher.“

„Ich mir aber nicht“, antwortete ich so leise, dass mich meine Freunde nicht hören konnten.

Der Rest der Fahrt verlief ereignislos, weil kaum noch ein Wort gesprochen wurde. Ich fühlte mich missverstanden, im Nachhinein würde ich sogar sagen beleidigt. Der Professor dachte auch über seine Worte nach, überlegte, ob er etwas Falsches gesagt hatte, wusste aber nicht, was er als Korrektur seiner Worte anbringen sollte.

Terry und Tommy wollten noch ins Café, zu Tommys Eltern, so dass mich der Professor zunächst alleine am Studentenwohnheim absetzen musste. Ich wollte mich schnell verabschieden, doch der Professor gab mir noch etwas mit auf den Weg.

„Clarissa, bitte nimm dir die ganze Sache nicht so zu Herzen. Du bist nicht schuld an Mindys Tod, und es gibt auch keine Geheimnisse auf dem Friedhof zu lösen, glaube mir.“

„Ich denke darüber nach, bis dann“, antwortete ich nur, und schlug anschließend die Fahrzeugscheibe zu.

Ich war richtig sauer, warum glaubten mir meine Freunde nicht? Ich war die Hexe, ich hatte übersinnliche Fähigkeiten, und bisher hatte ich damit immer Recht gehabt. Oder musste ich neuerdings an meinen magischen Fähigkeiten zweifeln?

Hatten sie nicht schon bei Mindys Tod versagt? Warum hatte ich Fred Waterman nicht als Dämon erkannt? Warum war ich so blind gewesen? Waren es jetzt meine Gefühle für Mindy, die mein Urteilsvermögen lahmlegten?

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es bereits auf 20 Uhr zuing. Lange würde es nicht mehr dauern, dann wurde es dämmrig, und wenig später ganz dunkel. Die richtige Zeit, einem geheimnisumwitterten Friedhof einen unangemeldeten Besuch abzustatten.

Auch wenn ich nicht wusste, was ich dort vorfinden würde, ich rechnete fest damit, dass es ein Geheimnis gab. Um Mindy, ihren Tod und ihren Sarg, ich war mir einfach sicher. Und ich musste es lösen, das hatte ich meiner Freundin am Grab versprochen. Und ich würde mein Versprechen halten, alleine allerdings, denn auf meine Freunde konnte ich mich nicht verlassen.

Da Terry unterwegs war, ich aber den Schlüssel hatte, ging ich zunächst nach nebenan. Ich rechnete fest damit, dass sich unsere Tasche mit den Waffen dort befinden würde, und ich hatte Recht.

Meine Freunde hatten nicht daran gedacht, die Tasche mit ihrem brisanten Inhalt wieder zurück in die Uni zu bringen, wo wir sie meistens im Büro von Professor Robson aufbewahrten. Nun aber war es gut, denn ich konnte mich mit Waffen eindecken.

Was sollte ich mitnehmen? Ich konnte es nicht genau sagen, denn ich wusste nicht, was mich erwarten würde. Ein geweihtes Kreuz trug ich um meinen Hals und meinen magischen Ring, meine wichtigste Waffe, am Finger. So entschied ich mich für die Armbrust mit den silbernen Bolzen und zwei Phiole mit Weihwasser, damit sollte ich ganz gut ausgerüstet sein.

Das restliche Weihwasser, die Pflöcke aus Eichenholz speziell für Vampire und zwei Kreuze ließ ich in der Tasche zurück, denn ich wollte meine Freunde ja auch nicht völlig schutzlos lassen. So packte ich meine Ausrüstung in eine andere Sporttasche, damit niemand sah, dass ich eine Armbrust bei mir hatte, was bestimmt für Unruhe gesorgt hätte.

Am liebsten hätte ich mich sofort auf den Weg gemacht, doch ich wollte nicht vor

dem Einbruch der Nacht auf dem Friedhof sein. Also stellte ich mich ernst noch einmal unter die Dusche, wobei mich leider auch wieder die düsteren Gedanken des Tages heimsuchten, die ich gerne vergessen hätte.

Umziehen musste ich mich noch, entschied mich für bequeme Turnschuhe, eine Jeans und ein T-Shirt mit einer Strickjacke drüber, die bei den Temperaturen noch gerade ausreichend war. Es war erstaunlich, wie schnell das gute Wetter der letzten Wochen verflogen war, es war fast so, als wäre Mindys Tod der Auslöser dafür gewesen.

Meine Armbanduhr zeigte bereits 21 Uhr an, was mir die aufkommende Dunkelheit als korrekt belegte. Es war Zeit, sich auf den Weg zu machen, denn bis zu meinem Ziel würde ich auch noch eine ganze Weile brauchen.

Ich hatte ja kein eigenes Auto, ein Taxi wollte ich auch nicht nehmen, das war zu teuer für eine Studentin. Die U-Bahn tat es, ich wusste schließlich auch, dass der Friedhof nicht weit von der Station Kennington entfernt lag.

Zwei Mal musste ich dabei umsteigen, verpasste einen Anschlusszug einmal knapp und brauchte schließlich fast 35 Minuten, bis ich an meinem Ziel die Unterwelt des Londoner Verkehrssystems verließ. Jetzt war es stockdunkel, nur ein dünner, sichelförmiger Mond stand über uns. Keine Zeit für Werwölfe, dachte ich noch so bei mir.

Ein paar Minuten würde ich noch bis zum Friedhof brauchen, zum Glück kannte ich den Weg und machte mir auch keine Sorgen, mich im Dunkeln zu verlaufen. Viel los war hier nicht auf den Straßen, hier gab es nicht mehr das berühmte Londoner Nachtleben, wie in Soho. Hier waren wir am Rand der Millionenstadt, wo es deutlich ruhiger zuging.

Knappe zehn Minuten war ich noch unterwegs, dann sah ich das Areal des Totenackers, verborgen hinter der halb zerfallenen Mauer, vor mir. Hier wurde nicht mehr viel repariert und restauriert, dieser Friedhof wurde wirklich nur noch wenig benutzt. In London war es ohnehin interessanter, sich verbrennen zu lassen, denn die Preise für Beerdigungen und für die Gräber waren aufgrund des Platzmangels in der Millionenstadt in den letzten Jahren geradezu explodiert.

Ich fragte mich, wie der Bestatter über die Runden kam. Da ja nur noch sehr wenige Bestattungen hier vollzogen wurden, waren bestimmt auch seine Einkünfte dementsprechend gering. Aber das war nicht mein Problem, ich interessierte mich für den Friedhof, dessen Eingangstor ich inzwischen erreicht hatte.

In unmittelbarer Nähe des Totenackers standen keine Wohnhäuser, wahrscheinlich wollte dort niemand bauen. So war es auch sehr ruhig, fast totenstill, als ich durch das Tor mit dem kaputten Eisentor schritt.

Niemand befand sich mehr auf dem Friedhof, man hätte auch nichts sehen können, denn eine Beleuchtung wie auf den umgebenden Straßen, gab es hier nicht. Alles lag im Dunkeln, aber ich wollte jetzt etwas Licht hineinbringen.

Eine Taschenlampe hatte ich mitgenommen, sonst wäre es sehr schwer gewesen, den richtigen Weg zu finden. Auch so brauchte ich etwas Zeit, um mich zu orientieren, einmal verlief ich mich trotzdem, fand aber auf den richtigen Weg zurück. Ich wollte zum Grab, um mich dort umsehen, um nach Spuren zu suchen.

Unterwegs fiel mein Blick rüber zu den Räumen des Bestatters und der dazu gehörigen Kapelle. Dort brannte noch Licht, allerdings nur im Keller, oben war alles dunkel. Sollte ich dort nachsehen? Es war eine Möglichkeit, aber ich wollte erst zum Grab, dorthin, wo das Mysterium für mich seinen Anfang genommen hatte.

Fast wäre ich sogar daran vorbeigelaufen, denn der Totengräber hatte gute Arbeit geleistet und das Grab schon fertig gerichtet. Es war aus der Ferne nur an dem schweren Gedenkstein zu erkennen, den Mindys Eltern als Erinnerung an ihre Tochter aufgestellt hatten. Dazu kamen die Kränze, die es umgaben, die man im Dunkeln aber kaum sehen konnte.

Meine Gedanken gingen wieder zurück, ich dachte an Mindy, wie ich sie kennen gelernt hatte, und wie sie vor meinen Augen gestorben war. Eine Träne fand den Weg in meine Augen, aber ich wischte sie weg, ich musste mich jetzt auf das konzentrieren, was ich zu tun hatte.

Auch wenn ich es nicht gerne tat, musste ich das Grab und seine nähere Umgebung untersuchen. Dafür blieb mir nichts anderes übrig, als über die noch frische Erde zu gehen und nach Spuren zu suchen. Doch ich fand nichts, zumindest nichts, was auf dämonische Aktivitäten hindeutete.

Ich dachte wieder an meine Vision, ich hatte Mindys Sarg gesehen, und einen Tunnel, der zu ihrem Grab führte. Ich versuchte mir vorzustellen, wo der Tunnel seinen Anfang hatte, wenn er am Grab endete. Aber es war schwer, das genau zu entscheiden.

Also lenkte ich meine Gedanken in eine andere Richtung. Wenn jemand einen Gang zu Mindys Grab grub, dann musste er ja auch irgendwie nach unten gelangen. Wo konnte also ein Einstieg sein?

Vielleicht war es ein Grab selbst, oder eine Gruft sogar? Möglich, aber das konnte leichter auffallen. Die Kapelle oder die Räume des Bestatters? Schon besser, aber wenn sich im Keller ein geheimer Gang befand, dann hätten die dort arbeitenden Menschen ihn doch bestimmt schon gefunden. Aber trotzdem war dies bisher die beste Lösung, dieser Idee wollte ich noch etwas später nachgehen, aber ich wollte mich erst hier weiter umsehen.

Wenn jemand diesen Friedhof mit unterirdischen Gängen versieht, wo würde er den Einstieg ins Tunnelsystem setzen? Bestimmt möglichst zentral, um überall hin zu gelangen, ohne zu viel Buddeln zu müssen. Das Haus lag nicht zentral, eher schon der Ort, wo Mindys Grab lag.

Ich versuchte die Entfernungen abzuschätzen, die ich noch am Tage gesehen hatte. Jetzt im Dunkeln war es sehr schwer, nur in eine Richtung konnte ich aufgrund einer

Straßenlampe noch die Mauer zumindest erahnen, wenn auch nicht wirklich sehen. Ein paar Meter weiter links musste der Mittelpunkt sein, zumindest so ungefähr.

Ich ging hin, suchte weiter, aber zunächst sah ich nichts, was interessant aussah. Da waren mehrere Gräber, der unbefestigte Hauptgang und eine grüne Ecke mit einem großen, breiten Busch darauf.

Der Busch, das war eine Möglichkeit. Bestimmt würde niemand einfach so in das Buschwerk hineinkriechen, es sah auch so aus, als wäre es ein Stück Vegetation, das sich mit Dornen schützte.

Vorsichtig schob ich mich ganz nahe heran und leuchtete den Boden aus. Sehen konnte ich nicht viel, der Dornenbusch war sehr dicht, aber ich konnte etwas erahnen, und es gleichzeitig auch innerlich spüren.

Mit einer Hand drückte ich die Dornen so weit wie möglich von mir weg, während ich mit der anderen Hand die Taschenlampe hielt und mich so weiter in den Busch hineinzwängte. Doch trotz aller Vorsicht spürte ich schon jetzt an vielen Stellen die leichten Schmerzen, als ich die Dornen erwischte.

Mein rechter Arm war bereits an einigen Stellen rot von meinem Blut, selbst durch die Jeans spürte ich die Stiche der Dornen, aber ich fand etwas. Es dauerte lange, so lange bis ich fast komplett in dem Busch drin war, aber da sah ich es.

Ein kreisrundes Loch, für einen erwachsenen Mann fast zu klein, aber für mich noch gerade groß genug. Ich hatte einen Einstieg in das Tunnelsystem gefunden, und ich hatte nun den sicheren Beweis, dass hier etwas nicht stimmte.

Der Professor hatte zunächst Clarissa am Studentenwohnheim abgesetzt, dann war er weiter zum Kings College gefahren. Terry und Tommy waren hier ausgestiegen, um zum Café der Familie Peters zu gehen.

Der Professor hatte erst noch darüber nachgedacht, mit ihren Freunden über Clarissas Verhalten zu sprechen, doch er hatte nicht den richtigen Draht dazu gefunden. Dabei hatte er Terry angesehen, dass auch sie sich unwohl fühlte, aber sie hatte das Thema auch nicht mehr angesprochen.

Eigentlich hatte der Wissenschaftler noch arbeiten wollen, ein paar Sachen ordnen und die morgige Vorlesung noch einmal durchgehen, aber dazu war er noch nicht gekommen.

Fast eine Stunde saß er jetzt schon in seinem Büro, schaute abwechselnd seine Arbeit und die Uhr an, aber er dachte nur an Clarissa. Robson fühlte sich schlecht, denn er war nicht sehr nett zu ihr gewesen.

Er glaubte zwar nach wie vor, dass er Recht hatte, dass sich diese junge Frau, die er am liebsten wie eine Tochter beschützte, sich die ganzen Vorgänge um den Tod ihrer Freundin Mindy zu sehr zu Herzen nahm. Er gab ihr keine Schuld, aber Clarissa hatte auch einen Dickkopf, gegen den mit Argumenten nur schwer anzukommen war.

Der Professor hätte ihr diese Schuldkomplexe gerne ausgedet, denn ihm tat es in der Seele weh, wenn er Clarissa leiden sah. Dabei hatte sie das ganz bestimmt nicht verdient, denn sie riskierte immer wieder ihr eigenes Leben um das Unschuldiger zu retten. Doch die weiße Hexe musste auch verstehen, dass sie nicht immer Erfolg haben, nicht jeden retten konnte.

Es war nur tragisch, dass es nicht mehr gereicht hatte, Mindy zu retten. Clarissa hatte ihren Tod sogar direkt mit ansehen müssen, eine schwere Bürde für eine noch so junge Frau. Clarissa hatte mit ihren gerade mal 19 Jahren sehr schnell, eigentlich viel zu schnell erwachsen werden müssen. Jetzt lernte sie eine Lektion, vor der sie ihr Freund gerne bewahrt hätte.

Aber wie konnte er Clarissa wieder aus ihrem Loch ziehen? Wieder den Lebensmut und die Kraft geben, die sie so auszeichneten, damit sie ihren Kampf gegen das Böse fortsetzen konnte. Der Professor war sich sicher, dass dies Clarissas Schicksal war, aber dafür brauchte sie ihre ganze Kraft.

Überrascht war der Wissenschaftler nur, wie ungewöhnlich sich Clarissa nach der Beerdigung verhalten hatte. Bisher hatte er ihr Verhalten als emotionale Überreaktion auf das Erlebte angesehen, doch auf der anderen Seite hatte es auch einen positiven Aspekt.

Ihre Lethargie der letzten Tage war gewichen, aber voran lag das? Glaubte Clarissa nur, etwas gesehen zu haben, oder war das wirklich etwas? War es eine Vision gewesen, oder nur eine Halluzination? Der Professor konnte es nicht unterscheiden, aber war Clarissa heute überhaupt dazu in der Lage gewesen?

Und der Gestank? Der Professor hatte davon nichts bemerkt, aber er war auch leicht verschnupft, wie viele, nachdem die Temperaturen schlagartig gefallen waren. Terry und Tommy waren auch verschnupft, deshalb hatten sie ja auch nichts riechen können.

Plötzlich stolperte der Professor über seine eigenen Gedanken. Das war nämlich eine neue Idee, deshalb hatten er und seine Freunde nichts wahrnehmen können. Aber war da nun dieser Gestank gewesen, oder war es doch nur ein Hirngespinnst? Noch immer gab es keine Beweise für Clarissas Behauptungen, aber er stand ihnen nun zumindest nicht mehr so ablehnend gegenüber, wie noch eine Stunde zuvor.

Sollte er bei Clarissa anrufen und ihr dies mitteilen? Etwas in ihm sagte *Ja*, aber dazu durchringen konnte er sich nicht, denn er wollte erst noch Beweise haben. Oder zumindest eine zweite Meinung einholen, und da wusste er jemanden, auf den er sich verlassen konnte.

Die Nummer, die er wählte, war als Kurzwahl gespeichert, denn die lange Handynummer konnte er sich nicht merken. Es dauerte auch nicht lange, bis sich eine Frauenstimme meldete.

„Hallo, Professor“, ertönte es nur, denn die Angerufene hatte die Nummer bereits erkannt.

„Hallo, Terry, störe ich gerade?“

„Nein, natürlich nicht. Geht es um Clarissa?“

„Ja, klar, ich mache mir Gedanken, ob ich nicht etwas falsch gemacht habe.“

„Die mache ich mir auch, aber trösten sie sich, Professor, wenn etwas schiefgelaufen ist, tragen wir alle die Schuld, nicht nur Sie alleine. Aber erzählen Sie doch.“

„Ich habe das Ganze noch einmal Revue passieren lassen, ich glaube zwar immer noch nicht so richtig an Clarissas Version, aber mir sind Zweifel gekommen.“

„Inwiefern?“

„Ich, oder wir haben alles, was Clarissa sagte, als Überreaktion abgetan, aber ich bin mir nicht mehr so sicher, ob wir damit richtigliegen. Clarissa sagte etwas von einer Vision von Mindys Sarg und einem Tunnel, klingt ja unwahrscheinlich, aber wir haben schließlich schon fast alles erlebt, oder?“

„Da kann ich Ihnen nur Recht geben, Professor. Clarissa ist eine Hexe, sie hat nicht nur übersinnliche Gaben, sie hat auch ein feines Näschen, was ich nicht nur an dem Gestank festmachen würde, sondern im doppelten Sinne.“

„Genau, mir ist nämlich eingefallen, dass wir bis auf Clarissa alle erkältet sind, wir konnten daher wahrscheinlich gar nichts riechen.“

„Stimmt, aber was wollen Sie jetzt machen?“

„Nun, ich sollte mit Clarissa sprechen und ..., Augenblick, es ruft noch jemand an. Ich melde mich gleich wieder.“

Der Professor drückte eine Taste, um das Gespräch mit Terry zu beenden, sie konnte er problemlos zurückrufen. Er wollte viel lieber wissen, wer ihn anrief, wer da gerade um diese späte Stunde angeklopft hatte.

„Professor Robson.“

„Jones hier, gut, dass ich Sie erreiche, Professor Robson.“

Einen Augenblick zögerte ich noch, bevor ich in das Loch sprang, denn ich konnte nicht viel sehen. Vor allem nicht, wie tief es war. Würde ich ins Bodenlose fallen? Ich wollte es nicht hoffen, aber es war eine Möglichkeit. Deshalb entschied ich mich, zunächst meine Tasche in die Tiefe fallen zu lassen.

Ich hörte sie schon sehr schnell aufprallen, das Loch, war vielleicht zwei, höchstens drei Meter tief. Ich konnte es wohl wagen, aber das Risiko war trotzdem groß. Wenn ich mir etwas brach, würde ich vielleicht erst Tage später gefunden werden, wenn überhaupt. Aber ich sagte mir auch, *wer wagt gewinnt*.

Die Taschenlampe schob ich mir vorher noch unter die Kleidung, damit ich sie beim Aufprall nicht zerbrach, holte tief Luft und sprang in die Tiefe. Ich landete auf den Beinen, doch der Aufprall hätte mich fast umgerissen. Mit einer Hand konnte ich mich aber noch an einer Wand festhalten, so passierte mir nichts.

Puh, dachte ich mir, als ich erst einmal durchschnaufte. Nun wollte ich wissen, wo

ich war und holte die Taschenlampe wieder hervor, die den Sprung gut überstanden hatte.

Viel konnte ich nicht sehen, der Strahl der Lampe war nicht sehr stark, er reichte nur für ein paar Meter. Aber ich konnte erkennen, dass ich mich in einem Tunnel befand, der aber auch gleich in drei Richtungen verlief. Hier war jemand sehr aktiv gewesen, der Bau dieser Tunnel musste sehr lange gedauert haben. Wahrscheinlich hatte ich sogar die zentrale Stelle erwischt.

Wie waren die Tunnel entstanden? Gab es sie schon lange, vielleicht schon seit Hunderten von Jahren? Waren sie irgendwann mal in einem Krieg entstanden, als Fluchtwege? Nein, das war unlogisch, die Tunnel lagen nicht sehr tief, sie wären bestimmt schon entdeckt worden oder im Laufe der Zeit eingestürzt.

Nein, hier hatte jemand vor nicht allzu langer Zeit dran gearbeitet, ich rechnete eher damit, dass diese Gänge maximal ein paar Jahre, vielleicht auch nur Monate alt waren.

Aber wer hatte sie gegraben? Welcher Mensch konnte daran ein Interesse haben? Damit war ich beim Thema, ich glaubte nicht an Menschen als Tunnelgräber, ich tippte viel mehr auf meine dämonischen Freunde. Aber wer? Die Variante mit dem Wasserdämon verwarf ich wieder, der suchte wohl eher lebende Opfer und würde sich nicht die Arbeit machen, solche Tunnel unter Friedhöfen auszuheben. Aber wer kam dafür in Frage?

Verdammt, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich kannte eine Dämonenart, die sich bevorzugt auf Friedhöfen herumtrieb, weil sie dort ihre Nahrung fand und die gleichzeitig selbst so bestialisch stank. Ghouls, die Leichenfresser.

Ich hatte bisher erst einen Ghoul getroffen, aber Professor Robson hatte mir hinterher noch einiges über diese Dämonenart erzählt, schließlich hatte er diesen Ghoul, seine ehemalige Frau, sogar selbst erschaffen.³

Was ich hier vorfand, war so offensichtlich typisch für Ghouls, dass ich mich wirklich ärgern musste, nicht schon vorher auf diese Idee gekommen zu sein. Doch was sollte ich nun tun? Meine Freunde anrufen, schließlich hatte ich Beweise gefunden? Das wollte ich nicht so richtig, aber ich zog es in Betracht, doch mein Handy verriet mir, dass ich hier unter der Erde keinen Empfang hatte.

Blieb mir also wieder nach oben zu klettern, was schwer werden würde, oder der Weg nach vorne. Und da ich mich nicht gerne drückte, also vorwärts. Blieb nur noch die Wahl der Richtung, schließlich hatte ich mehrere Wege zur Auswahl. Wo waren wohl die Ghouls, denn gesehen oder gehört hatte ich noch keinen von ihnen?

Ich wusste nur, dass die Ghouls es auf Mindy abgesehen hatten, daher musste ihr Grab mein Ziel sein. Zwei Gänge kamen in Betracht, die in die korrekte Richtung führen konnten, ich entschied mich schließlich für den rechten.

Leider war der Tunnel recht klein, so dass ich nicht aufrecht gehen konnte, sondern höchstens gebückt. Manchmal musste ich sogar noch weiter runter und entweder auf

den Knien voran oder im unbequemen Watschelgang. So kam ich dann auch schnell ins Schwitzen, denn schon nach wenigen Metern merkte ich, wie wenig Luftaustausch hier unten herrschte.

Die Ghouls hatten es gut, die konnten ihre Gestalt verändern und brauchten keinen Sauerstoff, das machte es für mich deutlich schwerer, sie zu jagen. Aber ich musste es tun, um Mindys Leichnam wenigstens vor der Gier der Ghouls zu bewahren.

Durchgeschwitzt kroch ich weiter und bemerkte auch immer wieder Abzweigungen, die direkt zu Gräbern oder in andere Richtungen führten. Doch Ghouls sah ich keine, außerdem konnte ich die meisten Gräber und Gänge als alt ansehen und damit aus meiner Suche ausklammern. Lange konnte es auch nicht mehr dauern, dachte ich nur noch bei mir, als ich etwas hörte.

Es waren mehrere, leise Geräusche, die ich zunächst nicht wahrgenommen hatte, weil ich selbst nicht lautlos vorangekommen war. Es klang so, als würde jemand graben, dazwischen glaubte ich ein Schmatzen oder Stöhnen zu hören. War das vielleicht der Ghoul? Ich konnte ungefähr sechs Meter voraus auch eine Abzweigung erahnen, dort ungefähr vermutete ich auch Mindys Grab.

So leise wie möglich kroch ich weiter, wobei ich die Armbrust schon aus meiner Tasche geholt hatte, denn ich wollte bereit sein. Ein Bolzen lag ebenfalls bereit, denn Ghouls waren gefährlich, und ich durfte diesen widerlichen Wesen keine Chance geben.

Noch zwei Meter, noch einer, dann endlich konnte ich um die Ecke schauen.

„Mr. Jones, hallo, mit Ihnen hatte ich heute nicht mehr gerechnet. Was kann ich für Sie tun?“

„Entschuldigen Sie bitte, Professor Robson, wenn ich Sie so spät noch anrufe. Ich hoffe, ich störe nicht?“

„Nein, kein Problem.“

„Danke, ich habe zwei Punkte, die ich gerne mit Ihnen besprechen wollte, aber zunächst wollten meine Frau und ich uns bei Ihnen bedanken. Sie haben uns sehr geholfen, uns viel unangenehme Arbeit abgenommen, vielen Dank dafür.“

„Das war doch selbstverständlich, ich habe gerne geholfen.“

„Ich wollte mich gerne von Ihnen verabschieden, denn meine Frau und ich werden England wahrscheinlich verlassen. Hier in London erinnert uns alles an Mindy, so werden wir über unseren Verlust wahrscheinlich nicht hinwegkommen können. Und da ich die Möglichkeit habe, in meiner Firma auch eine Position in den USA anzunehmen, werden wir dorthin auswandern.“

„Ich kann Sie verstehen, Mr. Jones, ich wünsche Ihnen *Alles Gute*. Wann ist es soweit?“

„Das wissen wir noch nicht endgültig, aber wir werden schon morgen in die Staaten fliegen und alles vorbereiten, ein Haus suchen und so weiter. Deshalb musste ich mich

ja auch heute noch schnell melden. Es ging mir aber eigentlich eher um etwas anderes. Ist Miss Hyde bei Ihnen?“

„Nein, ich bin alleine.“

„Wie geht es ihr, und seien Sie bitte ehrlich?“

„Nicht gut, sie leidet sehr unter Mindys Tod, und dass sie ihn nicht verhindern konnte.“

„Und wahrscheinlich hat meine Frau mit ihren Äußerungen das Ganze nur noch verschlimmert?“

„Ich weiß es nicht, kann sein, aber die Reaktion war doch verständlich“, antwortete der Professor, der sich sichtlich unwohl fühlte, dies aber am Telefon halbwegs überspielen konnte.

„Vielleicht war die Reaktion verständlich, aber sie war falsch. Meine Frau und ich haben noch einige lange Gespräche geführt, auch über das, was damals im Krankenhaus und mit dem Hexenclub passiert ist. Wenn Clarissa nicht gewesen wäre, dann wäre Mindy schon viel früher ums Leben gekommen. Außerdem hatte unsere Tochter ja Clarissa die glücklichen letzten Monate zu verdanken, wo sie richtig aufgeblüht ist und endlich ein normales Leben führen konnte. Und da wir inzwischen sicher sind, dass Clarissa alles getan hat, um Mindy zu retten, möchten wir uns hiermit bei ihr entschuldigen, speziell meine Frau. Ich hätte ihr das gerne persönlich gesagt, aber ich konnte sie nicht mehr erreichen. Können Sie ihr das bitte übermitteln?“

„Selbstverständlich, Mr. Jones, das mache ich gerne.“

„Das ist nett. Aber ich hätte da gerade mal noch eine andere Frage, wo ich mit Ihnen spreche. Ist Ihnen heute auf dem Friedhof eigentlich auch dieser Gestank aufgefallen? Es roch so extrem nach Moder und Tod, wie ich das noch nie auf einem Friedhof empfunden habe.“

In diesem Moment wäre Professor Robson fast der Hörer aus der Hand gefallen, denn die Worte von Mr. Jones waren der Beweis für Clarissas Empfindungen. Er musste ihr nun Recht geben, aber das konnte er seinem Gesprächspartner ja nicht so sagen.

„Ja, es roch ziemlich stark, ich kann auch nicht sagen, woher das kam. Ich würde mir aber nichts dabei denken, das kann auf einem Friedhof halt mal passieren“, ersann der Professor eine Notlüge.

„Sie haben Recht, natürlich. Ich wünsche Ihnen *Alles Gute*, Professor Robson, und noch einmal *Danke* für alles.“

„Wünsche ich Ihnen auch, bye.“

Damit war das Gespräch beendet, und im Professor tobten zwei Gefühle. Zum einen freute er sich für Clarissa, zumindest der Druck von außen auf sie war nun weggebröckelt, jetzt musste sie sich nur noch selbst verzeihen. Aber da war auch eine Unruhe, die stetig stärker wurde, denn auf dem Friedhof stimmte etwas nicht.

Er musste sofort mit Clarissa sprechen und wählte deshalb ihre Nummer, doch niemand nahm ab. Der Teilnehmer wäre nicht erreichbar, das konnte bedeuten, dass Clarissa sich nicht im Bereich eines Senders befand. Und das konnte heißen, dass Clarissa alleine unterwegs war, um das Geheimnis des Friedhofs zu ergründen.

Professor Robson ärgerte sich, denn damit konnte sich Clarissa in große Gefahr begeben, noch wusste niemand, welche Gefahren es dort gab. Der Professor hatte eine Vorahnung, aber er wollte erst Beweise, und die konnte er nur auf dem Friedhof in Kennington finden. Doch vorher rief er noch bei Terry an, er wollte von ihr überprüfen lassen, ob sich Clarissa wirklich nicht in ihrer Wohnung aufhielt.

„Hi, Professor“, sagte sie nur, als ihr Handy klingelte.

„Terry, bist du schon wieder im Wohnheim?“

„Ich bin gerade zur Eingangstür herein, bin gleich oben. Warum?“

„Weil ich gerne wissen möchte, ob Clarissa dort ist. Kannst du bitte mal nachsehen?“

„Klar, ich bin schon vor ihrer Tür, Sekunde.“

„Clarissa, bist du hier?“, hörte der Professor Terry rufen, aber eine Antwort erklang nicht.

„Sie ist nicht da, Professor, ich fürchte, sie ist in Action. Sie hat sich die Tasche mit den Spezialwaffen geholt, etwas Weihwasser und die Armbrust fehlen. Denken Sie auch, dass sie zum Friedhof unterwegs ist?“

„Ja, und ich fürchte, dass es gefährlich wird. Ich habe Grund zu der Annahme, dass der Totenacker von Ghouls unterwandert ist.“

„Iih, das fehlte gerade noch, diese ekligen Viecher. Wir müssen ihr nach, schließlich sind wir Schuld, dass sie sich alleine auf den Weg gemacht hat.“

„Ich würde lieber alleine fahren, das kann ...“

„Stopp, Sie brauchen gar nicht weiter zu reden! Tommy ist bei mir, und wir kommen beide mit. Wir stehen das gemeinsam durch, keine Widerrede. Wir kommen an die Straße, holen Sie uns bitte dort ab.“

„Okay, bis gleich, am besten ihr nehmt noch ein paar Waffen mit, vielleicht brauchen wir sie.“

„Machen wir.“

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, stand Professor Robson sofort auf, steckte sich seinen geheimnisvollen grünen Dolch ein, warf sich die Jacke über und lief los zum Parkplatz, wo sein alter Ford auf ihn wartete.

Er hatte große Angst um Clarissa, denn er kannte die Gefahr, die von dieser widerlichen Dämonenart ausgehen konnte. Und Clarissa war alleine auf dem Friedhof, das konnte leicht ihren Tod bedeuten.

Bei mir stieg die Spannung in unermessliche Höhen, obwohl ich ja durch meine Vision

schon erahnen konnte, was ich in wenigen Sekunden sehen würde. Ein Ghoul hatte sich einen Gang zu Mindys Grab gebuddelt, um die Leiche meiner toten Freundin zu fressen.

Das musste ich auf jeden Fall verhindern, aber zum Glück war es noch nicht so weit. Ich leuchtete einem Wesen auf den Rücken, das gerade dabei war, das Holz des Sarges mit seiner gewaltigen Kraft zu zerreißen, nachdem es einen Gang bis dorthin gegraben hatte. Der Ghoul wollte sicherlich danach die Leiche aus dem Sarg zerren, um sie zu verspeisen.

Von hinten sah der Ghoul fast wie ein Mensch aus, wenn man nicht durch die zerrissene Kleidung an einigen Stellen seine Haut sehen konnte. Und die war nicht mehr menschlich, sondern bestand aus Schleim, der sogar an einigen Stellen Blasen warf. Dazu kam dieser unmenschliche Gestank, der jetzt so stark war, dass ich kaum noch Luft bekam.

„Lass meine Freundin schön wo sie ist, Leichenfresser!“, rief ich dem Ghoul zu, der sich noch immer nicht umgedreht hatte.

Er schien zu überlegen, was er tun sollte. Ich hatte ihm mit meinem Befehl bewiesen, dass ich wusste wer oder was er war. Er musste also damit rechnen, einen ernst zu nehmenden Gegner in seinem Rücken zu haben.

„Wer bist du?“, fragte er mich plötzlich, wobei ich die Worte nur schlecht verstehen konnte, denn er drehte mir noch immer den Rücken zu und sprach in das halb geöffnete Grab hinein.

„Dein Henker, Ghoul.“

„Sehr interessant“, antwortete er, wobei er sich plötzlich auf der Stelle drehte. Er war schnell, so dass ich wusste, dass er mich angreifen wollte. Die Armbrust war bereit, ich feuerte noch den Bolzen ab, als ich schon das Stück Holz auf mich zufliegen sah.

Ich bekam nicht mehr mit, wie der Bolzen traf, sondern hatte selbst ein Problem. Ein Stück Holz von ungefähr 30 x 30 Zentimetern musste der Ghoul aus dem Sarg gerissen haben, und dies benutzte er nun als Waffe. Ausweichen konnte ich nicht mehr, ich konnte nur noch meinen linken Arm hochreißen.

Der Schmerz war unglaublich, aber ich schaffte es immerhin mein Gesicht zu decken. Doch die Taschenlampe wurde getroffen, sie war schon zerstört, als sie auf dem Boden aufkam, weil ich sie vor lauter Schmerzen nicht mehr halten konnte.

Es war dunkel, und ich war alleine mit einem Ghoul. Ich trat zunächst einen Schritt zurück, holte auch eine Weihwasserphiole heraus, um mich zu verteidigen, doch mein Gegner griff nicht an. Ich schaffte es erst jetzt, mich wieder zu konzentrieren, lauschte in die Dunkelheit hinein und nahm das Wimmern wahr.

Es war sehr leise, und nahm trotzdem noch an Lautstärke ab, bis es völlig erstarb. Der Ghoul war tot, ich hatte ihn also getroffen. Es war ein gutes Gefühl, doch ich war auch nicht ungeschoren geblieben. Das bemerkte ich, als ich meinen linken Arm befühlte, von wo aus Schmerzen in meinen ganzen Körper abstrahlten.

Den Ghoul hatte ich erledigt, aber war er alleine? Eigentlich sollte man alle Gänge untersuchen, sagte ich mir, doch ohne Licht war das ein Himmelfahrtskommando gegen gefährliche Dämonen. Aber zurück konnte ich auch nicht, im Dunkeln würde ich kaum aus dem Loch kriechen können, durch das ich in das Tunnelsystem gelangt war.

Mir blieb nur ein Weg, vorwärts. Denn ich glaubte nicht daran, dass es nur einen Eingang gab, das wäre auch für die Ghouls zu umständlich. Also folgte ich dem Gang weiter, wobei ich langsamer gehen musste, denn ich konnte mich nur voran tasten. Die Armbrust hatte ich wieder in der Tasche deponiert, denn ich brauchte beide Hände, wovon eine arg lädiert war.

Derweil wurde die Luft immer stickiger und mir klebte die ganze Kleidung am Körper. Der Schweiß ging inzwischen mit dem Dreck eine Symbiose ein und ich rechnete damit, bereits einen ähnlichen Gestank auszustrahlen wie es die Ghouls taten. Ich sehnte mich nach einer Dusche, doch die war für mich noch meilenweit entfernt.

Erst musste ich einen Ausgang finden, und plötzlich war ich gar nicht mehr so weit davon entfernt. Mit den Händen ertastete ich es zuerst, da war keine Erde mehr, sondern kalter Beton. Auch unter meinen Füßen spürte ich es, der Boden war hart und fest, kein loses Erdreich mehr.

Ich musste in einem Keller oder in einem Bunker sein, und dafür gab es eigentlich nur eine Erklärung. Das Haus, in dem der Bestatter arbeitete, war das einzige, das es auf dem Gelände gab. Ich hatte auch den Eindruck, in diese Richtung marschiert zu sein, wobei einen der Orientierungssinn unter der Erde natürlich trügen kann, schließlich hatte ich keinen Kompass.

Ich atmete auf, aber ich musste auch extrem vorsichtig sein. Weitere Ghouls hatte ich keine gefunden, aber hier konnte durchaus ihr Hauptquartier sein, ich konnte geradezu in ein Nest aus Leichenfressern stolpern. Dementsprechend vorsichtig tastete ich mich voran, denn sehen konnte ich nach wie vor nichts.

Inzwischen hatte sich der Gang verbreitert, bis ich gar keine Wände mehr spürte. Die Luft war auch eine andere, frischer, nicht mehr so stickig. Ich war in einem Kellerraum. Doch wo sollte ich hin?

Da, ein Geräusch. Ein Aufsetzen eines Fußes? War da jemand? Ich erschrak, aber traute mich nicht, mich zu bewegen. Hatte mich der andere entdeckt? Ich starrte in die Richtung, aus der ich das Geräusch wahrgenommen hatte, doch sehen konnte ich nichts.

Wo war der andere? Wer war es? Im Zweifelsfall ein Ghoul, doch ich traute mich nicht, die Armbrust zu suchen, dabei hätte ich zu viel Lärm verursacht. Ins Dunkel zu schießen wäre auch keine Lösung gewesen. Stattdessen blieb ich regungslos stehen und bewegte nur meine Augen. Sie suchten einen Anhaltspunkt im Dunkeln, aber sie fanden keinen, kein Lichtstrahl drang bis zu uns vor.

Wieder ein Geräusch, diesmal schräg hinter mir. Ich drehte mich herum, suchte in der Dunkelheit, als ich noch das unheilvolle Schlurfen hinter mir hörte.

Ich wollte mich wegdrehen, aber es war zu spät, da traf mich schon der harte Schlag an der rechten Schulter und zwang mich zu Boden.

Ich war noch bei Bewusstsein, wollte mich herumwerfen, aber ich konnte mich nicht mehr bewegen. Ich schickte Signale an meine Beine und Arme, aber sie gehorchten mir nicht. Ich war wie paralysiert, aber ich konnte hören, was um mich herum geschah.

„Ich habe sie, George, mach doch mal Licht!“

Einen Augenblick später wurde es so hell, dass ich geblendet wurde und nur schnell die Augen schließen konnte. Ein Neondeckenlicht war eingeschaltet worden, das mich jetzt umso mehr beeinträchtigte, weil sich meine Augen schon an die absolute Dunkelheit der Tunnel gewöhnt hatten.

„Du kannst die Augen ruhig wieder öffnen, Schätzchen“, hörte ich die tiefe Stimme, die ich jetzt auch wiedererkannte.

Das war Mr. Fannas, der Leichenbestatter, den ich noch heute bei Mindys Beerdigung gesehen hatte. Ich wollte ihn aber auch sehen und öffnete langsam meine Augen, die einige Zeit brauchten, sich an die Helligkeit zu gewöhnen.

Ich lag auf dem Rücken und musste es wohl noch als glücklich ansehen, nicht auf meinen Hinterkopf gefallen zu sein. Trotzdem spürte ich irrsinnige Schmerzen in der Schulter, die meinen ganzen Körper lahmlegten. Außer meinen Augen konnte ich nichts bewegen, deshalb wollte ich wenigstens nutzen, was mir blieb.

„Na, wieder unter den Lebenden?“, hörte ich die kalt klingende Stimme des Bestatters, der sich dabei über mich gebeugt hatte.

Ich schaute ihm direkt ins Gesicht und sah das hämische Grinsen, das nichts Gutes bedeuten konnte. Und ich nahm den Gestank wieder wahr, so intensiv wie vorhin, als ich den ersten Ghoul erledigt hatte. War er ein Ghoul?

„Ich kenne dich, du warst heute auf der Beerdigung. Hast da schon einen sonderbaren Eindruck gemacht, jetzt finde ich dich hier im Keller, komisch, nicht wahr? Kannst du reden?“

„Ich versuche es“, antworte ich stockend, denn das Sprechen fiel mir schwer.

„Gut, wie heißt du?“

„Clarissa.“

„Clarissa also. Was machst du hier?“

„Ich glaube, ich habe einen kostbaren Ring verloren, als ich heute am Grab gestanden habe“, log ich ihn an, denn ich wollte Zeit gewinnen.

„Einen Ring verloren? Willst du mich für dumm verkaufen? Für einen Ring klettert niemand nachts durch unsere geheimen Tunnel.“

„Es war ein sehr schöner Ring.“

Dafür bekam ich einen Schlag ins Gesicht. Nicht sehr fest, eher eine Backpfeife, aber ich spürte sie.

„Bei der nächsten dummen Antwort kommst du nicht so glimpflich davon, also überlege sie dir gut. George, lege sie auf den Vorbereitungstisch, dann muss ich mich nicht so weit bücken.“

Ich hatte diesen George noch nicht gesehen, aber er kam dem Befehl schnell nach. Blitzschnell hatte sich ein Berg aus Fleisch über mich gebeugt und mich hochgehoben. Sehen konnte ich sonst nichts, erst wieder, als George mich auf einen großen Tisch aus irgendeinem Metall gelegt hatte.

„Das ist unser Vorbereitungstisch, hier werden die Leichen für die Bestattung gewaschen, gesäubert, passend angezogen und anschließend in ihren Sarg gelegt. Normalerweise behandeln wir ja nur Tote, aber wir könnten ja für dich eine Ausnahme machen. Also, was wolltest du hier?“

„Ich habe heute am Grab den Gestank wahrgenommen, das fand ich nicht normal, und ich wollte dem Ganzen nachgehen.“

„Und was dachtest du, was du hier auf dem Friedhof finden würdest?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hebe ihr mal den Kopf hoch, George, dann kann sie sich ein wenig umsehen.“

George folgte dem Befehl und ich konnte endlich etwas sehen, zumindest fast alles bis auf George, der hinter mir stand. Ich entdeckte drei weitere Personen, zum einen Mr. Fannas, der seine Krawatte abgelegt hatte, aber ansonsten noch so aussah, wie heute am Nachmittag. Ich wusste nicht, wie ich ihn einschätzen sollte, aber die anderen beiden waren definitiv Ghouls.

Sie trugen nur noch Kleidungsfetzen, durch die ich den Schleim sehen konnte, der die Oberfläche ihrer Körper bedeckte. Eigentlich bestanden sie nur aus dem Schleim, der ständig in Bewegung war und hier und da Blasen warf. Dazu kam der abscheuliche Gestank, der jetzt von mehreren Untoten ausging und noch extremer war als im Tunnel.

„Weißt du, was wir sind?“

„Keine Ahnung, aber ich würde mal den Visagisten wechseln.“

„Wir sind Ghouls, aber ich sehe dir an, dass du das längst weißt. Ein normaler Mensch hätte sich bei unserem Anblick erschrocken, du aber nicht. Ich hatte schon heute Nachmittag ein komisches Gefühl bei dir, du bist kein normaler Mensch. Was bist du, eine Hexe?“

„Vielleicht.“

„Egal, Clarissa, du wirst sowieso hier und heute sterben.“

Der Professor hielt Wort und holte Tommy und Terry dort ab, wo er knapp zwei Stunden zuvor noch Clarissa aus seinem Auto entlassen hatte.

„Haben Sie etwas Neues von Clarissa gehört?“, fragte Terry als erstes, die sich Sorgen um ihre Freundin machte.

„Nein, ich habe es noch mehrmals versucht, sie zu erreichen, aber immer springt nur

die dumme Ansage an. Ich hoffe, sie hat keine Dummheit gemacht.“

„Sie glauben also auch, dass sie auf dem Friedhof in Kennington ist?“

„Ja, ihr kennt sie doch auch. Sie hat nun einmal diesen schottischen Dickkopf, das lässt sich nicht wegdiskutieren. Und wir haben sie quasi dazu getrieben, selbst und ganz alleine auf die Suche nach den Ghouls zu gehen.“

„Ja, wir haben uns wirklich nicht toll benommen. Aber muss Clarissa deshalb gleich in Gefahr sein? Mit einem Ghoul wird sie doch alleine fertig“, fügte Tommy hinzu.

„Wenn es nur ein Ghoul wäre, wäre noch alles ok. Ich habe damals viel über diese Dämonenart nachgelesen, das beunruhigt mich. Sie leben meistens auf Friedhöfen, zu erkennen sind sie am Gestank und an den unterirdischen Gängen, die sie anlegen, um ihre Opfer zu finden. Menschen töten sie in der Regel nur selten, nur wenn sie keine Opfer mehr finden. Aber sie arbeiten meist in kleineren Gruppen, denn ein Ghoul alleine würde Jahre brauchen, ein richtiges System von Gängen unter einem Friedhof anzulegen.“

„Dann haben wir es mit mehr als einem Ghoul zu tun?“

„Ich weiß es nicht, aber es ist damit zu rechnen, es können auch zehn oder zwanzig Ghouls sein.“

„Denen ist Clarissa alleine bestimmt nicht gewachsen, oder?“

„Ich fürchte, nein. Ghouls wirken zwar behäbig und langsam, aber sie können blitzschnell ihre Gestalt verändern, was sie sehr gefährlich macht. Sie sind quasi unberechenbar.“

„Und wie gehen wir vor, wie finden wir Clarissa?“

„Wenn sie auf dem Friedhof ist, sollten wir Spuren finden. Wenn sie noch lebt, finden wir sie auch.“

„Das hört sich nicht gut an, Professor?“

„Nein, ich habe wirklich Angst um Clarissa. Sie ist sauer auf uns, wohl auch zu Recht und begibt sich in eine Gefahr, deren Ausmaße sie wahrscheinlich gar nicht erkennen kann.“

„Dann wollen wir hoffen, dass wir rechtzeitig auf dem Friedhof ankommen, um sie zu retten.“

Danach redeten die drei Freunde nicht mehr so viel miteinander, jeder dachte an Clarissa und was ihr gerade passieren konnte.

Lange brauchten sie nicht mehr, dann waren die drei Freunde am Friedhof angekommen, inzwischen war es auch schon weit nach 23 Uhr. Vom Parkplatz aus liefen sie zum Tor, das zum Glück auch heute nicht verschlossen war, was wahrscheinlich gar nicht mehr möglich war.

„Wohin jetzt?“, fragte Terry.

„Hier hast du erst mal eine Taschenlampe, es ist ja stockdunkel hier. Selbst der Mond sorgt für kaum Licht. Ich schätze, Clarissa würde zu Mindys Grab gehen, das

sollten wir auch machen.“

„Okay, wir folgen Ihnen.“

Die Prozession schlich über den Friedhof und fand das Grab zusammen recht schnell. Doch es gab keine Spuren von Clarissa.

„Ich sehe nichts, was ist mit Ihnen, Professor?“, sagte Terry, die langsam nervös wurde.

„Leider kann man keine Fußspuren erkennen, das hätte uns helfen können. Ich weiß nicht, was wir machen sollen“, antwortete der Professor.

„Ich schon“, warf Tommy plötzlich ein und deutete den anderen an, leise zu sein.

„Was ist?“, flüsterte Terry.

„Ich habe gerade gesehen, wie im Keller des Gebäudes da hinten ein Licht eingeschaltet wurde. Vielleicht ist sie dort.“

„Okay, versuchen wir es. Habt ihr euch mit Waffen eingedeckt?“

„Wir haben beide ein Kreuz und je zwei Flaschen mit Weihwasser. Und Sie?“

„Ich habe Weihwasser und den grünen Dolch. Bleibt bitte hinter mir, wenn wir uns dem Haus nähern, damit wir nicht gesehen werden. Ich dunkle die Taschenlampe etwas ab, dann wird uns hoffentlich niemand sehen.“

„Okay“, antworteten die beiden Freunde und folgten dem Wissenschaftler.

Es war niemand zu sehen, als sie sich dem Haus näherten, an dem sie am Tage vorbeigegangen waren, ohne es groß zu beachten. Nun mussten sie ins Innere gelangen, doch wie? Der Professor wollte es an der Haupttür versuchen, die aber leider abgeschlossen war.

„Es ist zu.“

„Versuchen wir es durch die Kapelle“, schlug Tommy vor, der die kleine Kapelle an der linken Seite des Gebäudes entdeckt hatte. Auch hier befand sich eine Tür, doch diese war zum Glück nicht abgeschlossen.

„Gut, hinein mit euch.“

Drinne hörten die Drei zunächst kein Geräusch, auch war es dunkel, so dass der Professor seine Taschenlampe benötigte, um etwas zu erkennen.

„Wir müssen in den Keller“, flüsterte Terry, aber der Professor hatte die Tür schon entdeckt und deutete auf sie ohne etwas zu sagen.

Er ging wieder voraus und war froh, als sich die schwere Tür lautlos aufziehen ließ. Sie war so dick, dass kaum etwas durch sie nach oben dringen konnte, denn erst jetzt hörten sie die ersten Geräusche aus dem Keller. Und es war ein Satz, den sie nicht gerne hörten.

„Egal, Clarissa, du wirst sowieso hier und heute sterben.“

„Du sagst ja gar nichts, Hexe, ich habe gerade dein Todesurteil gesprochen.“

„Was hast du erwartet? Sollte ich vor dir im Staub kriechen und dir die Füße

küssen? Ich kann mich nicht bewegen, und wenn ich es könnte, würde ich dir am liebsten deinen Schädel abhacken.“

„Große Worte in deiner miesen Lage.“

„Meine Freunde werden herausfinden, was hier passiert und mich rächen. Ihr habt die längste Zeit euer Unwesen auf diesem Friedhof getrieben.“

„Deine Freunde werden gar nichts finden, denn ich glaube nicht einmal, dass sie wissen, wo du bist. Und wenn ich dich erledigt habe, werden meine Freunde hier dich mit großem Appetit verspeisen, so dass keine Spuren von dir übrigbleiben.“

Er hatte natürlich Recht, keiner wusste, wo ich war und es war geradezu die Spezialität der Ghouls, keine Spuren zu hinterlassen. Doch ich konnte nichts machen, ich lag auf dem Tisch und der Ghoul George hielt mich fest. Zwar konnte ich schon wieder die Zehen bewegen, aber ob ich damit gegen vier Ghouls ankommen konnte, noch dazu unbewaffnet, war sehr fraglich.

Mir blieb nur eine Hoffnung, Zeit zu gewinnen und dann den offenen Kampf zu suchen, um zumindest so viele Leichenfresser wie möglich mit in den Tod zu nehmen.

„Wie lange seid ihr eigentlich schon hier auf diesem Friedhof?“

„Einige meiner Freunde schon mehr als 40 Jahre, ich habe mein Unternehmen vor gut 15 Jahren eröffnet. Leider läuft es nicht mehr so gut und wir bekommen zu wenig Nachschub.“

„Ich kann alle Menschen nur beglückwünschen, wenn sie sich für die Verbrennung ihrer Toten entscheiden“, schickte ich kess hinterher, denn ich wollte Fannas provozieren.

„Du willst wohl etwas länger leiden, habe ich das richtig verstanden, ha, ha? Warte, ich hole gerade mein Lieblingsgerät.“

Ich konnte ihn jetzt nicht mehr sehen, aber er kam sofort wieder. Und jetzt bekam ich doch einen riesigen Schrecken, denn er hielt eine schwere Kettensäge in Händen.

„Eigentlich nutze ich meine kleine Säge nur für das Stutzen der vielen Bäume auf dem Gelände, für einen Menschen habe ich sie noch nie eingesetzt. Aber bei dir wird es mir ein Vergnügen sein. Halte sie gut fest, George, ich mache euch auch einige schöne handliche Portionen von ihr, ha, ha. Nun, Clarissa, bist du immer noch so mutig? Mit welchem Körperteil sollen wir anfangen?“

„Wie wäre es mit deinem hässlichen Schädel?“

„Gut, dann der rechte Fuß. Du wirst demnächst nicht mehr gut geradestehen können, fürchte ich. Aber keine Sorge, das lässt sich ja im Anschluss wieder korrigieren, du wirst dabei nur etwas kleiner werden, ha, ha.“

Inzwischen hielt mich auch ein weiterer Ghoul fest, er drückte meinen Unterkörper nach unten und hielt meine Beine und Füße in Position. George hielt noch immer meinen Oberkörper in die Höhe, so dass ich sogar zusehen musste, wie Fannas mit der Säge näherkam.

Mit einem hässlichen Grinsen zog er am Anlasser und Sekundenbruchteile später rührte die Maschine auf. Er stand direkt vor mir und würde jeden Augenblick die Säge nach unten gleiten lassen und meinen Fuß abschneiden. Doch dann wurde plötzlich alles anders.

Professor Robson schluckte, als er die Stimme hörte, die den Tod seiner Freundin Clarissa befahl. Er wäre am liebsten sofort losgerannt, doch er hielt sich zurück. Stattdessen gingen er und seine beiden Begleiter langsam und leise weiter über die Kellertreppe nach unten.

Dort angekommen mussten sie erst einmal suchen, denn es war dunkel und die Türen waren geschlossen. Doch die Geräusche kamen aus einem bestimmten Raum, dem sie sich daraufhin weiter näherten. So konnten sie hoffen, nicht vorzeitig entdeckt zu werden und den Überraschungseffekt auf ihrer Seite zu haben.

Sie konnten sich die Zeit lassen, denn noch unterhielten sich Clarissa und Mr. Fannas, den der Professor an seiner markanten Stimme erkannt hatte. Es war auch unschwer zu erkennen, dass es sich um mehrere Ghouls handeln musste, und Fannas wahrscheinlich selbst auch einer war.

Einen Augenblick nahmen sie sich noch, um sich kurz abzusprechen. Der Professor wollte nach links, Tommy nach rechts laufen, Terry sollte Clarissa helfen oder befreien, falls das nötig war. Die Waffen hielten sie bereit, als sie das Anlassen der Kettensäge hörten, was auf die drei Freunde wie ein Startsignal wirkte.

Ich wusste nicht, wie ich mich hätte befreien können und rechnete schon mit meinem Ende, als plötzlich die Tür aufsprang und mehrere, für mich gute Bekannte blitzschnell in den Kellerraum eindringen.

Erst jetzt erkannten meine Freunde wohl, wie groß der Raum war, er hatte bestimmt seine 60 qm, so dass sie erst noch auf ihre Feinde zulaufen mussten. Doch für mich war ihr Einsatz optimal, denn er lenkte meine Gegner von mir ab. Und ich hatte mich inzwischen ein wenig erholt, die Lähmung war weg.

Mit aller Kraft schleuderte ich meinen rechten Fuß nach oben und war froh, ihn wieder kontrollieren zu können. Dabei traf er den Ghoul, der meine Beine halten sollte, voll im Gesicht und warf den Dämon durch den Aufprall zurück.

Ich aber nutzte den Schwung und drückte mich mit beiden Beinen kraftvoll ab, so dass ich jetzt auf George halb sprang und halb fiel. Zum Glück war der nicht der Hellste und Schnellste, er reagierte viel zu spät.

Ich war frei, ein echter Hoffnungsschimmer. doch umringt von Feinden, die mir ans Leben wollten. Als Erster sprang George wieder auf mich zu, doch der Riese war viel zu unbeweglich. Ich warf mich zu Seite und erwischte ihn gleichzeitig noch an den Beinen, so dass er der Länge nach hinfiel.

Aber der nächste Ghoul war bereits heran. Es war der, den ich eben im Gesicht getroffen hatte, dort konnte ich noch den Abdruck meines Schuhs erkennen. Dementsprechend mochte er mich nicht sonderlich, was ich seinen Gesichtsausdruck entnehmen konnte.

Da mich meine Gegner allerdings nicht durchsucht hatten, trug ich noch eine Flasche mit Weihwasser bei mir, die ich blitzschnell herausgeholt hatte. Öffnen musste ich sie nicht mehr, ich warf sie einfach so auf den anstürmenden Ghoul, der von dem geweihten Wasser aus der auseinanderfliegenden Flasche im Gesicht erwischt wurde.

Ich hörte noch seinen Schrei, doch musste mich jetzt wieder auf die anderen Gegner konzentrieren, ich wusste, dass dieser Ghoul erledigt war.

Professor Robson hatte sich in der Zwischenzeit auf den Anführer der Ghouls stürzen wollen, doch der hielt noch immer die Kettensäge in der Hand. Ein ungleicher Kampf, denn Professor Robson trug nur seinen grünen Dolch. So blieb dem Wissenschaftler nichts anderes übrig, als den Dämon auf Distanz zu halten, was ihm auch ganz gut gelang.

Tommy hatte sich derweil auf den letzten Ghoul gestürzt, sie lagen bereits am Boden, doch der Dämon war stärker und schien Tommy besiegen zu können. Er hatte allerdings die Rechnung ohne Terry gemacht, die ihrem Freund beistand und dem Ghoul von hinten ein geweihtes Kreuz in den mit Schleim überzogenen Körper drückte.

Freuen konnte sie sich allerdings nicht lange darüber, denn George hatte sich neben Terry wieder aufgerappelt und griff nun nach meiner Freundin. Er hatte gewaltige Kräfte und würde sie ohne Probleme zerquetschen. Ich musste ihr helfen, aber ich war zu weit weg. Doch meine Tasche mit den Spezialwaffen lag neben mir, und damit auch die Armbrust. Es war nur ein Griff, und ein Bolzen lag auf der Sehne, Spannen und Schuss.

George krümmte sich vor Schmerzen, der silberne Bolzen war tief in seinen massigen Körper gedrungen. Erst nach einigen weiteren Sekunden ließ er Terry los, der nichts passiert war. Dann krachte der Leichenfresser zu Boden, wo er sich ganz in grünlichen Schleim auflöste.

Blieb nur noch Fannas, der mitbekommen hatte, dass wir seine Diener erledigt hatten. Aber er war der Gefährlichste von allen, nicht nur aufgrund der Kettensäge, mit der er Professor Robson in Schach hielt. Er war auch zweifellos der intelligenteste Ghoul und erkannte nun, dass seine Aktien stark gesunken waren. Er konnte uns nicht alle besiegen und zog daher die Flucht vor.

Zur Tür konnte er nicht, da standen Tommy und der Professor, doch der Weg in die Tunnel war frei. Ein letztes Mal täuschte er einen Angriff mit der Kettensäge an und trieb den Professor zurück, doch gleichzeitig warf er sich herum und lief auf den Eingang zum Tunnel zu.

Ich startete ebenfalls, doch in diesem Augenblick warf der verrückte Ghoul seine

Kettensäge nach mir.

Die hochgefährliche Waffe kam mit dem immer noch rotierenden Sägeblatt nach vorne gerichtet auf mich zu, und ich wusste nicht, wie ich ausweichen sollte. Ich hätte es wahrscheinlich auch nicht mehr geschafft, aber ich hatte noch meine Hexenkräfte. Mit ihnen fixierte ich das Flugobjekt und schleuderte es gedanklich zur Seite, und es gehorchte mir.

An der nächsten Wand kam es zur Ruhe und hörte auch endlich auf, seinen infernalischen Lärm von sich zu geben. Darauf konnte ich mich aber nicht mehr konzentrieren, ich musste Fannas stoppen, der bereits den Tunneleingang erreicht hatte.

„Ich verfolge ihn, Professor, in der Mitte des Friedhofs ist der Ausgang, nehmen Sie ihn dort in Empfang, falls ich ihn nicht packen kann“, rief ich dem Wissenschaftler noch zu, bevor ich ebenfalls in dem Tunnel verschwand.

„Wir bleiben hier, suchen Sie den Schweinehund draußen“, fügte Tommy hinzu, worauf der Professor gehorchte und den Keller verließ.

Ich ärgerte mich derweil wieder darüber, kein Licht zu haben, nur das Restlicht aus dem Keller sorgte dafür, dass ich wenigstens ein bisschen erkennen konnte. Und das war mein Gegner, der sich kurz vor mir befand, in Reichweite meiner Bolzen. Doch ihm einfach so in den Rücken zu schießen, das war nicht meine Art.

„Bleiben Sie stehen, Fannas, es ist aus! Sonst bekommen Sie einen silbernen Bolzen in ihren Rücken, sie haben ja schon gemerkt, dass ich nicht scherze.“

Ich hätte wahrscheinlich nicht einfach so auf ihn geschossen, umso überraschter war ich, als der Anführer der Ghouls trotzdem stoppte. Er drehte sich langsam zu mir um, hob dabei die Arme, als ob er sich ergeben wollte.

„Wir gehen jetzt langsam zurück, Leichenfresser, raus aus dem Tunnel!“

„Tun wir das?“

Vielleicht war es der Tonfall in seiner Stimme, oder sah ich in dem schwachen Licht das gemeine Lächeln in seinem Gesicht, ich konnte es nicht sagen. Auf jeden Fall merkte ich, dass mich Fannas betrogen hatte, denn eine Schlinge legte sich blitzschnell von hinten um meinen Hals.

Ich hatte sie nicht kommen sehen, aber ich ahnte, was Fannas getan hatte. Der Ghoul konnte seine Gestalt verändern und hatte einen seiner Arme verwandelt, in eine sehr lange, dünne Schlinge. Die hatte sich über den Boden auf mich zu bewegt, ohne dass ich sie bemerkt hatte.

Sie war noch zwischen meinen Beinen durchgeschlüpft, um sich dann in meinem Rücken wie eine Kobra aufzurichten und sich von hinten um meinen Hals zu legen. Und dort drückte sie unbarmherzig zu.

Ich konnte die Armbrust nicht mehr halten, griff mit beiden Händen nach meinem

Hals. Ich wollte die Schlinge wegreißen, doch es ging nicht. Sie saß fest und drückte immer fester in mein Fleisch. Die Luft ging mir aus, und ich wusste nicht, was ich noch tun sollte.

„Das passiert kleinen Hexen, wenn sie sich mit mir anlegen, ha, ha“, hörte ich den Ghoul hämisch lachen, als mir die Idee kam.

Ich drehte meine Hand, versuchte nicht mehr, die Schlinge zu lösen, sondern drückte stattdessen meinen magischen Ring in das schleimige Etwas.

„Aaah, was tust du?“, schrie der Ghoul und augenblicklich löste sich die todbringende Umklammerung.

Doch für den Ghoul brachte sie jetzt den Tod, denn an der Stelle, wo ich ihn getroffen hatte, löste sich sein Fleisch, oder was es auch immer war, in einem roten Leuchten auf.

Der Ghoul schrie, aber er war nicht mehr zu retten. Der Rubinring zerstörte sein dämonisches Leben, bis nur noch ein Häufchen Schleim auf dem Boden zurückblieb.

Auf diesem Friedhof würden so schnell keine Leichenfresser mehr ihr Unwesen treiben.

Ich musste mir erst den Hals massieren, wo die Schlinge einen tiefen Abdruck hinterlassen hatte. Ich brauchte etwas zu trinken, und ich wollte endlich diesen Tunnel verlassen. Eine Dusche und ein Bier, danach sehnte ich mich jetzt.

Die Armbrust zog ich halb hinter mir her, mir fehlte einfach die Kraft. Völlig erschöpft stolperte ich aus dem Gang in den Keller hinein, wo Tommy mich auffing.

„Bist du okay?“

„Ich denke schon, dieser verdammte Ghoul wollte mich erdrosseln.“

„Ich sehe es. Hast du ihn erwischt?“

„Er ist Geschichte.“

„Dann lass uns nach oben gehen, den Professor erlösen. Bestimmt sucht er noch den Ghoul und dich.“

Meine beiden Freunde halfen mir, ich war froh, mich etwas abstützen zu können. Da war kaum noch ein Knochen oder ein Muskel in meinem Körper, der nicht schmerzte. Zum Glück verheilten die Wunden bei mir immer schnell, aber erst einmal hatte ich sie sogar im doppelten Sinne am Hals.

„Professor, alles ok, wir sind hier“, rief Terry, als wir das Gebäude verließen.

Und tatsächlich, unser Freund kam auf uns, beunruhigt, als er meinen Zustand sah, aber glücklich, dass nicht noch mehr passiert war. Gemeinsam schleppten wir uns zum Wagen des Professors, wo ich mich in den Fond fallen ließ.

„Wir sollten morgen noch der Polizei Bescheid geben, dass sie die Gänge durchsucht und dann verschließt, damit auf dem Friedhof so schnell keine Ghouls mehr heimisch werden“, schlug der Professor vor.

„Das mache ich, ich wollte sowieso noch mit dem Chefinspektor sprechen“, antwortete ich.

„Gut, ich habe übrigens auch noch Neuigkeiten. Mr. Jones hat versucht, dich zu erreichen. Weil du im Untergrund und nicht zu erreichen warst, hat er schließlich bei mir angerufen. Er und seine Frau wandern in die USA aus, aber was wichtiger ist, sie haben dir alles verziehen und möchten sich vor allem bei dir entschuldigen.“

„Das ist gut“, gab ich zurück, denn ich war zu müde, mehr zu sagen, oder mir auch nur mehr Gedanken darüber zu machen.

„Jetzt musst du dir nur noch selbst verzeihen, Clarissa.“

„Ich glaube, das kann ich endlich. Wäre ich heute nicht dort gewesen, wäre Mindy ein Opfer der Ghouls geworden, so habe ich zumindest ihrer Leiche das Schlimmste erspart.“

„Und wenn du gerade dabei bist, wäre es nett, wenn du uns auch verzeihst. Wir waren Trottel, dir nicht zu glauben. Schließlich hast du die magischen Fähigkeiten, wir können froh sein, wenn du mit deinem feinen Gespür die übersinnlichen Phänomene entdeckst.“

„Wie sollte ich euch böse sein, ohne euch, hätte es mich heute wahrscheinlich erwischt? Merken wir uns einfach für die Zukunft, dass wir uns mehr vertrauen und auf der anderen Seite weniger Alleingänge machen, okay?“

Meine Freunde brauchten nichts zu sagen, wir verstanden uns auch so. Doch Terry musste noch etwas hinzufügen.

„Aber darf ich dir noch etwas sagen, Clarissa, so ganz im Vertrauen?“

„Klar, was ist?“

„Du stinkst.“

Endlich konnten wir an diesem Abend noch einmal lachen, denn wir waren froh, den Kampf mit den Ghouls überlebt zu haben.

E n d e

VORSCHAU

Clarissa Hyde Nr. 46 – „Die Küste der Zombiewachen“

Er war einer der Spezialisten des CIA, besonders gut ausgebildet, um Informationen zu sammeln und geheime Operationen vorzubereiten. Seine Aufgabe war es diesmal, an der schottischen Küste eine geheimnisvolle Fabrik zu finden, in der angeblich obskure Experimente durchgeführt werden sollten.

Mitten in der Nacht lag er auf der Lauer, ausgerüstet mit einem Nachtsichtfernglas, mit dem er den Platz überwachte, wo sich die Fabrik befinden sollte.

Man hatte ihn davor gewarnt, dorthin zu gehen, denn die Fischer erzählen, Zombies würden diesen Ort bewachen. Der Agent hatte darüber nur gelacht, doch hätte er gewusst, wer sich ihm von hinten näherte, wäre ihm das Lachen ganz sicher vergangen.

GLOSSAR

1. Siehe Clarissa Hyde Nr. 16 – „Werbung für den Hexenclub“ ↔
2. Siehe Clarissa Hyde Nr. 25 – „Kalis Wiedergeburt“ ↔
3. Siehe Clarissa Hyde Nr. 5 – „Verheiratet mit einer Untoten“ ↔

IMPRESSUM

Titel

Alleine auf dem Friedhof der Ghouls

Serie

Clarissa Hyde Folge 45

Autor

Thorsten Roth, 2018

Titelbild

Timo Paddel unter Verwendung von Grafiken von [www. openclipart.org](http://www.openclipart.org) (Simple Grave by Firkin, Lizenz: Unlimited Commercial Use, Creative Commons Zero 1.0 Public Domain License) sowie des ursprünglichen Clarissa-Hyde-Schriftzugs von Thorsten Roth.